



Pause, Auszeit, Urlaub

Der Zeitgeist und die Auszeit

Übungen der Stille

70 Prozent denken alt-katholisch

Der Teufel kommt zurück

Seite 147

Seite 151

Seite 158

Seite 168

Zeitschrift der Alt-Katholiken für Christen heute

58. Jahrgang Juli 2014

Christen heute



Regionale Lösung ?

Amazonas-Bischof **Erwin Kräutler** deutet wichtige Schritte in der Zölibatsfrage in Lateinamerika an. Bei einer Privataudienz Anfang April habe **Papst Franziskus** um „mutige und couragierte“ Lösungsvorschläge der Brasilianischen Bischofskonferenz für die Seelsorge der Zukunft gebeten, sagte Kräutler. Höchstwahrscheinlich werde dazu nun eine Kommission gegründet, „die den Ball auffängt und berät“. Ein Vorschlag werde sicher sein, „dass man Zölibat und Eucharistiefeyer entkoppelt“. Dass letztere von einem zölibatär lebenden Priester abhängig gemacht werde, sei für ihn ein Problem. „Da mache ich nicht mit“, so Kräutler. Der Papst werde zwar nicht von heute auf morgen ein Rezept haben, sei aber „sehr offen“. Ob Franziskus die Vorschläge auch umsetzen werde, könne er nicht sagen.

Brandanschlag

Unmittelbar nach dem Papstbesuch auf dem Jerusalemer Zionsberg ist auf die dortige Benediktinerabtei Dormitio ein Brandanschlag verübt worden. Wie der Sprecher der Abtei, **Nikodemus Schnabel**, mitteilte, entzündeten unbekannte Täter ein Fürbittbuch hinter der kleinen Chororgel. Das Buch und in der Nähe liegende Kreuze fingen Feuer. Das Feuer sei durch einen Zufall entdeckt und rasch gelöscht worden. Abt **Gregory Collins** sagte, es handle sich um den „schlimmsten in einer Reihe von Angriffen in den vergangenen Monaten“. Es sei „gefährlich geworden, hier auf dem Zion zu leben“, so der Ire.

Kathedrale wird Millionärin

Die anglikanische Kathedrale von Canterbury erhält umgerechnet 14,7 Millionen Euro aus staatlichen Lottereeinnahmen für Sanierungen. Das Geld ist für die Restaurierung des Christ Church Gate sowie für den Witterungsschutz und die Stabilisierung des Hauptschiffs und der Westtürme bestimmt. Die Gesamtkosten werden auf knapp 24 Millionen Euro veranschlagt. Das anglikanische Gotteshaus, seit 1988 Teil des UNESCO-Welterbes, zählt jährlich etwa eine Million Besucher. Die anglikanische Kathedrale in der Grafschaft Kent ist die historisch bedeutendste Kirche der Britischen Inseln und die Mutterkirche des Christentums in Großbritannien.

Diözesen für Bischöfinnen

Die 44 Diözesen der anglikanischen Kirche von England haben sich klar für eine Freigabe des Bischofsamtes

für Frauen ausgesprochen. Aus organisatorischen Gründen fehlt lediglich die Zustimmung der Diözese Europa. Die riesige Verwaltungseinheit, die weite Teile Europas, die Türkei, Marokko sowie Teile der früheren Sowjetunion umfasst, konnte innerhalb der eingeräumten Dreimonatsfrist zur Antwort keine Diözesansynode organisieren. Die Zustimmung der Diözesen war die vorletzte rechtliche Hürde in dieser langjährigen innerkirchlichen Streitfrage. Bei der anglikanischen Generalsynode in York wird nun im Juli voraussichtlich erneut darüber abgestimmt. Nötig ist eine Zweidrittel-Mehrheit in allen drei „Häusern“ der Synode: dem Haus der Bischöfe, der Geistlichkeit und der Laien. Eine Zustimmung gilt diesmal als sehr wahrscheinlich. Erste Bischofsernennungen für Frauen wären dann nach Meinung von Beobachtern bis Jahresende möglich.

Kirchlicher Agrarbeauftragter attackiert

Zu einer scharfen Kontroverse über den Tierschutz ist es zwischen dem Ratsbeauftragten der Evangelischen Kirche in Deutschland für agrarsoziale Fragen, **Clemens Dirscherl**, und der Stiftung «Animals' Angels» gekommen. Die Stiftungsvorsitzende **Christa Blanke** wirft Dirscherl vor, die Tiere im Stich zu lassen, obwohl die Kirche ganz besonders für deren Schutz zuständig sei. Dirscherl hatte Äußerungen der Tierrechtsbewegung als Problem für den Tierschutz bezeichnet. Wer eine agrarromantische Naturidylle pflege, verhindere die durchaus notwendige gesellschaftliche Auseinandersetzung für bessere Tierhaltungsformen. Statt pauschaler Ablehnung von Nutztierhaltung sei es vielmehr nötig, tierethisch verträgliche Lösungen für die reale «hochkomplexe Lebenswirklichkeit der Tierhaltung» zu finden, erklärte Dirscherl. Blanke widerspricht in ihrer Erklärung. Die Lebenswirklichkeit vieler Schlachttiere sei «lebenslange Folter mit anschließender Exekution». Der vegane Lebensstil sei die einzig mögliche Lebensweise.

Gegen rechtsextreme Parteien

Anglikanische Geistliche dürfen nicht Mitglied der rechtsextremen Parteien „National Front“ und „British National Party“ sein oder diese unterstützen. Ein entsprechendes Verbot erließen die Bischöfe der Church of England; es soll ab Juli gelten. Ziele, Aktivitäten und öffentliche Erklärungen der beiden Parteien seien „unvereinbar mit der Lehre der Kirche“ zu Menschenwürde

und Rassismus. Die „British National Party“ vertritt eine fremdenfeindliche und EU-skeptische Politik und fiel in der Vergangenheit auch durch antisemitische Äußerungen von Mitgliedern auf. Ihre bisherigen zwei Sitze im Europaparlament verlor sie bei den jüngsten Wahlen im Mai. Die 1967 gegründete, Neonazis nahestehende „National Front“ spielt politisch ebenfalls keine bedeutende Rolle.

Lottoschein wiedergefunden

Ein Lottoschein im Wert von umgerechnet 33,7 Millionen Euro hat dank einer ehrlichen Kirchgängerin seine Besitzer wiedergefunden. **Hakeem** und **Abiola Nosiru** aus dem kanadischen Brampton knackten bei einer Ziehung den Pott mit 50 Millionen kanadischen Dollar - und vermissten plötzlich ihren Lottoschein. Wie im biblischen Gleichnis von der verlorenen Drachme stülpte das ältere Ehepaar bei der verzweifelten Suche buchstäblich sein Haus um, doch vergebens. Wochen später meldete sich dem Bericht zufolge eine Frau aus ihrer Kirchengemeinde, die den Beleg mit der Adresse der beiden gefunden hatte. Offenbar war der Schein während eines Gottesdienstes aus der Geldbörse gerutscht; das Ehepaar konnte seinen Millionengewinn in Empfang nehmen.

Aus Raider wird Twix

Das in Berlin an historischer Stätte geplante interreligiöse Bet- und Lehrhaus (s. Beitrag in CH 5/2014) soll nun „**House of One**“ heißen. Auf einer Pressekonferenz Anfang Juni stellten die christlichen, muslimischen und jüdischen Initiatoren das Projekt noch einmal vor. Die Umbenennung erfolgt unter Marketingaspekten, denn ab Juni wirbt eine Homepage in sieben Sprachen für das interreligiöse Projekt. Ziel: Durch Kleinspenden sollen bis Baubeginn 2016 die dafür benötigten 47 Mio. Euro zusammen kommen. Die Kampagne wird durch „Botschafter“, wie die Schauspieler **Adnan Maral** („Türkisch für Anfänger“) und **Wolfgang Bahro** („GZSZ“) unterstützt. Seit Jahren bestehende Basisinitiativen des interreligiösen Dialogs sollen eingeladen werden, das ambitionierte Vorhaben mit Leben zu erfüllen. Kritiker des Projekts verweisen auf die Kosten und die Beteiligung der umstrittenen Gülen-Bewegung am „House of One“.



Gerhard Ruisch ist Pfarrer in Freiburg.

Der Zeitgeist und die Auszeit

Kirchenleute lamentieren gerne über den Zeitgeist. Und dass man sich ihm nicht anbiehern dürfe. Ich kann das überhaupt nicht leiden. Denn sie meinen damit gewöhnlich, dass man irgendwelche verstaubten moraltheologischen Positionen mit Zähnen und Klauen verteidigen muss in einer Gesellschaft, die sie längst hinter sich gelassen hat. Dabei übersehen sie, dass sich Kirche zwar nicht anbiehern soll, wohl aber in der Gegenwart leben und nicht in der Vergangenheit. Dann heißt das „Aggiornamento“ und klingt gleich viel freundlicher als „Zeitgeist“. Und sie missachten, dass wir Kirchenleute durchaus auch einmal etwas dazulernen und uns für neue Erkenntnisse öffnen dürfen.

Heute muss ich aber doch einmal über den Zeitgeist schreiben. Denn das ist ein sehr flüchtiger Geist geworden – doch damit verrate ich kein Geheimnis. Das beklagen ja alle zu recht, wie schnelllebig und hektisch unsere Zeit geworden ist. Vielleicht ist es auch ein bisschen Mode geworden, darüber zu klagen, dass wir so wenig Zeit haben und dass alles immer schneller geht; auch in früheren Zeiten mussten die Menschen sich schon ganz schön sputen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Schließlich ist Charly

Chaplins Film „Moderne Zeiten“ nicht gerade eine Neuerscheinung (er kam 1936 in die Kinos), der das hektische Leben in eben diesen modernen Zeiten so herrlich karikiert.

Aber es ist schon festzustellen, dass heute eigentlich gar niemand mehr Zeit hat, nicht nur Industriearbeiter, Journalisten und Politiker, von denen man früher schon erwartet hat, dass sie sich „reinstressen“. Die Zeiten, als der Landmann der Inbegriff beschaulichen Lebens war, sind auch vorbei, denn der geht nicht mehr halbe Tage lang hinter seinem vom Ochsen gemächlich gezogenen Pflug her, sondern er bewirtschaftet mit Hilfe eines großen Maschinenparks eine beachtliche Landwirtschaft gemeinsam mit seiner Landfrau weitgehend im Alleingang. Die „Nur-Hausfrau“ ist längst zur Familienmanagerin geworden, die beträchtliches Organisationstalent braucht, um Weck- und Essenszeiten, Fahrdienste, Geburtstagsseinladungen und Elternabende auf die Reihe zu bekommen – ganz abgesehen davon, dass viele Mütter eben keine reinen Hausfrauen mehr sind, sondern zumindest in Teilzeit berufstätig. Auch dass die Pfarrer nicht mehr zum Rosen Züchten kommen, ist bekannt. Momos Freund Beppo Straßenkehrer, der gemächlich

Besenstrich um Besenstrich die Straße fegt und so allmählich die ganze Stadt sauber bekommt, ist nicht mehr, und die Grauen Herren, die Zeitdiebe, haben längst gesiegt – zumindest scheint es so. Dass die Beschleunigung seit Chaplins Zeiten von der Arbeitswelt auf das ganze Leben übergegriffen hat, ist nicht nur ein Verhängnis, das wie eine Naturkatastrophe über uns gekommen ist. Es ist schon auch selbst gemacht, dadurch, dass wir die technischen Möglichkeiten, die unsere Welt bietet, auch exzessiv nutzen. Stress kommt auch daher, dass wir viel schneller reisen können als früher und dass folglich auch erwartet wird, dass wir es tun. Stress kommt daher, dass wir auf vielfältige Weise vom Schreibtisch aus kommunizieren können, mit mehreren Menschen gleichzeitig sogar, und nicht mehr wie früher auf Briefe und Besuche angewiesen sind. Und er kommt daher, dass es keine Zeiten der Ruhe mehr gibt. Wenn ich auf den Bus warte, muss ich mir nicht mehr unbemerkt die anderen Leute an der Haltestelle anschauen, weil ich sonst nichts zu tun habe, sondern ich kann mich auf vielfältige Weise mit dem Smartphone beschäftigen.

Aufkommende Langeweile wird damit im Keim erstickt, und Entwicklungs-

*Foto Titelseite
und Foto oben:
Claudia Arndt*

psychologen fragen sich schon, wie es sich auswirken wird, wenn Jugendliche Langeweile überhaupt nicht mehr kennen lernen. Immer häufiger begegnen mir Jugendliche, die geradezu in Panik geraten, wenn sie mit dem Ansinnen konfrontiert werden, einmal ein paar Tage ohne Handy und MP3-Player auszukommen.

Effektiv meditieren?

So sind heute alle gestresst, und es gilt geradezu als obszön, nicht im Stress zu sein. Entsprechend verbreitet haben sich die stressbedingten Krankheiten von Herzinfarkten über ADS und Übergewicht bis zu Nervenzusammenbrüchen und selbstverständlich Burn-out. Nicht zuletzt die Krankenkassen versuchen gegenzusteuern, denn sie müssen ja die Erkrankungen mit bezahlen. Sie versuchen die Menschen zu Sport, Entspannungstechniken, ja zur Meditation zu bewegen. Arbeitgeber schicken ihre Leute in Zeitmanagementseminare, damit sie ihre Zeit effektiver planen lernen und es am besten schaffen, sowohl Ruhezeiten einzubauen als auch mehr als vorher zu arbeiten. Die japanischen Arbeitgeber, die dazu übergegangen sind, ihren Angestellten Ruheräume für einen Mittagsschlaf zur Verfügung zu stellen, sind sicher nicht die dümmsten.

Dass sich der Mittagsschlaf aber jetzt „Power-Napping“ nennt, ist verräterisch. Der Begriff ist deshalb verräterisch, weil er offen zugibt, dass es schon wieder um Ermächtigung und Bemächtigung geht, darum, Erschöpfung und Anspannung in den Griff zu kriegen, also ein Problem zu beseitigen, das der Effizienz des Menschen im Weg steht. Der Psychologe Stefan Schmidt, der sich am Freiburger Universitätsklinikum mit den Schwerpunkten Meditation und Achtsamkeit befasst, reagiert mit gemischten Gefühlen auf den Hype der „achtsamkeitsbasierten Stressbewältigung“: „Die Beschleunigung ist ein gesamtgesellschaftliches Phänomen. Achtsamkeit hingegen ist individuell.“ Wenn Menschen achtsam sein und sich entspannen sollen, um auch in Zukunft zu funktionieren, bestehe die Gefahr der Instrumentalisierung: „Meditieren Sie – aber bitte so effektiv wie möglich!“ (Zitiert nach *Publik-Forum* 9/2014).

Die Kirche bietet Aus-Zeit

Diese ganze Gemengelage erklärt zum Teil die Schwierigkeiten, die die Kirche heute hat. Es sind nicht nur die

Säkularisierung und der leichte Zugang zu anderen Sinnangeboten aus aller Welt, die ihr zu schaffen machen. Die Schwierigkeiten hängen auch damit zusammen, dass die Kirche überwiegend Angebote macht, die sich der Effizienz verweigern, und das von ihren Anfängen an. Natürlich gibt es auch in den Kirchen eine Menge zeitgeistkompatibler Angebote, die nicht zu verachten sind, von den traditionellen Ferienlagern der Pfadfinder über Mutter-Kind-Gruppen und Seniorennachmittagen bis zur Disco im Kirchturm oder Fastnacht im Gemeindesaal. Da werden Brücken gebaut zu Menschen, die kirchliche Räume sonst nicht so leicht betreten würden, und vielleicht lassen sich auch in diesen bewegen und „weltlichen“ Angeboten Akzente setzen, die sie von ähnlichen kommunalen oder Vereinsveranstaltungen unterscheiden.

will, was auf mich zukommen soll, was ich erreichen will, mache ich das Wesentliche schon kaputt. Effektives Meditieren ist eben ein Widerspruch in sich.

Dass dies der Kern dessen ist, was die Kirchen anzubieten haben, ist natürlich ein Problem in einer auf Unterhaltung, schnelle Schnitte und Effizienz getrimmten Gesellschaft. Es lässt sich nicht vermeiden, dass die kirchlichen Angebote für viele der Inbegriff von Langeweile sind. Weder lässt sich so einfach sagen, wozu ein Gottesdienst gut ist, noch kann er im Unterhaltungswert mit TV-Shows und Computerspielen konkurrieren.

Die Kirchen tun sich schwer damit umzugehen. Sie haben die Aufgabe, die Menschen dort abzuholen, wo



Aber der Kern dessen, wozu die Kirchen einladen, ist nicht effektiv. Es dient nicht der Bildung, nicht der Erziehung, nicht der Unterhaltung, jedenfalls nicht in erster Linie. Wozu dient ein Gottesdienst? Natürlich darf man darin auch Neues erfahren, er darf mich in einer guten Entwicklung bestärken und er muss mich nicht langweilen, aber der Zweck des Gottesdienstes ist das nicht. Die Gemeinschaft mit Gott und den Mitfeiernden stärken? Ist das ein Zweck?

Ich denke, das Besondere ist, dass er eben gerade keinem Zweck dient, jedenfalls keinem, den man so einfach benennen könnte. Wie auch bei der Meditation, beim Bibelabend, bei der Andacht geht es um Da-Sein, um Offensein für das, was auf mich zukommt. Wenn ich da etwas Bestimmtes haben

sie stehen. Aber in der Frage, wie das geschehen soll, sind die Vorstellungen äußerst unterschiedlich. Manche Freikirchen beantworten die Frage für sich so, dass sie versuchen, das zu kopieren, was die Menschen kennen und lieben. Fernsehshows scheinen die Vorbilder ihrer Gottesdienste zu sein. Die Räume sind Fernsehstudios ähnlicher als Kirchen, die Musik ist poppig und professionell, die Sprache ist salopp und die Gottesdienste sind unterhaltsam. Dass viele von ihnen mit diesem Rezept Erfolg haben, sehe ich sowohl mit Staunen als auch – ich gebe es zu – mit einem gewissen Neid. So viele junge Familien hätte ich schon auch gerne am Sonntag in der Kirche! Das andere Extrem bilden die eingangs genannten Zeitgeistfeinde. In traditionalistischen Gemeinden werden den heutigen Menschen überhaupt keine

Foto:
Claudia Arndt

Brücken gebaut. Sie sollen sich ergreifen lassen von der Majestät und Überzeugungskraft des Heiligen; mit der Zeit werden sie schon verstehen, was da unter Weihrauchwolken und in fremder Zunge zelebriert wird. Interessanterweise ist auch dieses Rezept teilweise erfolgreich. Offensichtlich sind heute viele, auch junge, Menschen so sehr auf der Suche nach einer Alternative, dass sie sich auf diese völlig andere Welt einlassen und dahin flüchten, auch ohne dass ihnen eine Brücke gebaut worden wäre.

Und wir, die traditionellen, aber nicht traditionalistischen Kirchen, die ein Aggiornamento, eine Verheutigung versuchen, ohne ihre Wurzeln zu verraten? Wir haben es nicht leicht, den richtigen Weg zu finden. Wir müssen sicher vieles ausprobieren, um Brücken zu den Menschen zu bauen und sie abzuholen. Angesichts neuer Probleme, die Menschen haben, die zur Ruhe überhaupt nicht mehr fähig sind und die es keine Minute ohne Berieselung oder Bespaßung aushalten, stehen wir vor der Aufgabe, ganz neue Brücken zu erfinden. Aber mir fällt da das Wort Jesu aus dem Johannes-Evangelium ein, dass seine Jünger in der Welt sind,

aber nicht von der Welt (Joh 17,14 und 16). „Gleicht euch nicht dieser Welt an“, rät Paulus (Röm 12,2). Das heißt, dass wir einerseits so reden müssen, dass „die Welt“ uns überhaupt versteht, sonst bauen wir keine Brücke. Aber wir dürfen zugleich nicht einfach alles mitmachen und imitieren und damit zufrieden sein.

Das, was heute für viele schwer zugänglich ist, ist auch unser größter Schatz. Die Dinge, die wir zweckfrei tun, sind nach wie vor unser Kern. Dasein, Schweigen oder auf das Wort der Schrift hören, Taizé-Lieder singen oder „Großer Gott, wir loben dich“, Jesu Mahl mit einander feiern. Nicht damit wir Gott begegnen oder eine schöne Gemeinschaft erleben oder damit wir uns entspannen und ruhig werden und Kraft für die neue Woche sammeln oder mit besinnlichen Worten im Ohr nach Hause gehen können, sondern ohne Zweck. Das alles darf ja geschehen, aber nicht zu diesem Zweck gehen wir hin, sondern um da zu sein und zu nehmen, was uns geschenkt wird – oder auch nicht.

Das ist derzeit noch schwer zu vermitteln, und die großen Ideen für den

Brückenbau zu den Menschen sind uns ja auch noch nicht gekommen. Aber die Sehnsucht, immer wieder auszusteigen aus dem hektischen Strudel unserer Zeit und eine Aus-Zeit zu nehmen, wird immer größer, die Sehnsucht nach dem, was über die Zweckorientierung hinausreicht und was mehr ist als Unterhaltung und Effizienz. Die kaum in Worte zu fassende Antwort auf diese Sehnsucht ist uns geschenkt (ich behaupte nicht, dass sie nur uns geschenkt ist oder dass wir die ganze Antwort haben), auch wenn wir sie selbst nur unzureichend erfassen. Bei allen Notwendigkeiten, die Sprache unserer Zeit zu sprechen und Brücken zu bauen, dürfen wir sie nicht vergessen. Ich glaube, die Zeit wird immer mehr kommen, in der die von Bildern, Worten und Spaß überfüllten Menschen merken, wie leer sie bei all dem sind, und fragen, was sie wirklich leben lässt. Dann ist es gut, wenn sie bei uns nicht nur weitere Bilder, Worte und Spaß finden, sondern auch noch das Gespür dafür, dass das Wesentliche ist, einfach da zu sein vor Gott.

Gerhard Ruisch

Flucht aus dem Hamsterrad des Alltags

Petra Pavlisin segelt im Sabbatjahr

Petra Pavlisin (47) aus Rantrum bei Husum wurde in Kalifornien geboren, ihr Vater war bei der US-Armee, die Mutter Österreicherin. Pavlisin wuchs daher zweisprachig auf, und die Familie zog durch die Versetzungen des Vaters in die Niederlande, nach Belgien und schließlich 1983 nach Deutschland. Seit 17 Jahren lebt sie in Nordfriesland, sie hat einen Mann, Jürgen Rehm, und die zwei Kinder Carlo (22) und Vivian (16).

„Ich bin das Reisen von klein auf gewöhnt“, sagt sie, „mich hat es immer in die Welt hinaus gezogen, ich habe immer kleine Reisen gemacht.“ Gesehelt ist sie schon in ihrer Kindheit. Nur in der Phase des Kinderkriegens hatte sie keine Lust mehr darauf, sie hatte eine zwanzigjährige Familienphase ohne Segeln. Aber auch durch Urlaubssemester – Petra Pavlisin studierte damals noch – hat ihr Lebenslauf viele Lücken. „Vielleicht“, meint sie, „fällt es mir deshalb leichter, eine Auszeit zu

nehmen.“ Ihr Mann, der wenig Urlaub nehme, ermutige sie auch dazu. Von der Möglichkeit eines Sabbatjahres hat sie durch Zufall erfahren, und heute weiß sie, es wäre öfter möglich, als manche denken. Viele beneideten sie darum und manche haben Angst, ihre Arbeit durch Auszeiten zu verlieren. Das kann sie nachvollziehen, ermutige aber herauszufinden, ob vielleicht doch mehr Freiheiten bestehen als gedacht. „Man braucht doch weniger Geld auf Reisen als viele denken“, erklärt sie, was natürlich auch mit der Art des Reisens zusammenhänge. Für ihre Art des Reisens benötige man vielmehr Risikobereitschaft und Flexibilität. „Man kommt irgendwo an, wie beim Trampen mit dem Boot, weiß erst mal nicht, wie’s weitergeht.“

Wie organisierte sie ihr erstes Sabbatjahr, das jetzt läuft?

„Das hat vier Jahre Vorlauf bei mir gebraucht, in denen ein Viertel des Ge-

haltes einbehalten wurde. Es gibt auch andere Möglichkeiten. Wir mussten unseren Lebensstandard nicht einschränken, denn mein Mann arbeitet weiter. Auch mein Vertrag läuft über das Sabbatjahr weiter, ich bin versichert, die Sozialabgaben werden auch abgezogen.“ Ein halbes Jahr Vorbereitung brauchte ihre erste Reise von Mitte September bis Ende Dezember 2013. Ihr Mann hatte ihr einen Reiseführer für Weltreisen geschenkt. Sie einigten sich, dass sie insgesamt ein halbes Jahr weg bleiben würde, und sie suchte sich die Karibik aus. Im Internet hielt sie Ausschau nach passenden Angeboten bei „Hand gegen Kojé“, was bedeutet, man arbeitet für einen Schlafplatz. Dabei komme es darauf an, welche Qualifikationen sie angeben kann, umso eher habe sie die Chance, gegen wenig Geld mitgenommen zu werden. Sie beteiligt sich bei dem Segeltörn an den Hafengebühren und am Diesel, meist bezahlt sie das Essen selbst. Sie segelte von Südspanien aus nacheinan-



Francine Schwerfeger ist Mitglied der Gemeinde Nordstrand.

der mit drei Booten. Die Kontakte hatte sie über E-Mail hergestellt und musste schauen, dass die Kommunikation und die Vorstellungen übereinstimmten. Dennoch erlebte sie auch Knatsch auf den Booten wegen mangelnder Vorabsprachen, denn auf einem fuhren sie zu sieben Personen, als eine Familie mit Baby an Bord kam. Diese wollte oft an Land, der Skipper (Kapitän und Bootseigner) jedoch Strecke machen.

Was ist ihr wichtig auf den Segeltörns?

Pavlisin ist wichtig, alle zwei bis drei Tage nachts zu ankern wegen eines besseren Schlafes. Ansonsten hatte sie sich mit einer Freundin für die Herbstferien auf Teneriffa verabredet. Dabei war sie noch nie zuvor auf hoher See gefahren, nur auf Seen und in der Ostsee. Sie war nicht seekrank und hat auch keinen Sturm erlebt, aber man sei natürlich abhängig vom Wetter. Manchmal müsse man sechs bis zwölf Stunden auf die passende Strömung warten.

„Auch Rückzug ist wichtig, dann kann ich mich in die Koje legen oder im Salon unter Deck was schreiben oder auf's Vordeck gehen.“ Das gehe besser, wenn viele mitsegeln, die anpacken. Sei man zu zweit, sei Segeln auch anstrengend.

Was gefällt ihr am Segeln, an der Auszeit?

Petra Pavlisin liebt das langsame Reisen. „Segeln ist umweltfreundlich, man ist von den Naturgewalten umgeben, schwer erreichbar. Ich finde es toll, wenn alles offen und nicht planbar ist. Es ist die Flucht aus dem Hamsterrad des Alltags.“ Sie habe sich immer ge-



freut, wenn die Natur den Menschen Einhalt gebiete, der Mensch machtlos sei. Zum Beispiel jubele sie wie die Kinder, wenn es so doll schneie, dass die Schule ausfällt. Das sei so, als habe die Natur dem Menschen ein Schnippchen geschlagen. „Ich vermisse die Achtung vor der Natur. Alles wird möglich gemacht, es gibt nichts, was die Arbeit aufhalten könnte außer Krankheit und Tod.“ Und vielleicht seien diese dazu gedacht, den Menschen zu bremsen, womöglich sogar aus dem Unterbewusstsein gesteuert...

Was sagt die Familie dazu?

„Meine Familie hat sich beschwert, dass ich mich nicht so oft gemeldet habe. Das will ich vor meiner nächsten Reise jetzt mit ihr besprechen.“ So habe sie sich nur einmal monatlich gemeldet, in jedem Fall, wenn sie das

Boot gewechselt habe. „Man hat über E-Mail Kontakt, aber telefonieren ist zu teuer, und auf offener See hat man keinen Empfang“, erklärt sie. Über Satellitentelefon sei man zwar auf den meisten Booten erreichbar, aber das erlaube der Skipper wegen der hohen Kosten nicht so oft. Meist würden nur Wetterdaten durchgegeben.

Was ist der Effekt des Sabbatjahres?

Petra Pavlisin war jetzt fünf Monate daheim, bevor es Ende Mai wieder losgeht. „Das war auch angenehm, weil ich viel Zeit hatte, Dinge zu tun ohne zu hetzen. Man wird gelassener, ich habe mehr Zeit für meine Mitmenschen, das Sozialleben ist gewachsen.“ Durch die Reise sei sie mutiger geworden, denn sie habe gemerkt, dass sie allein zurecht komme in der Welt, und dass es überall nette Menschen gibt. „Ich habe Menschen mit Macken getroffen, aber keine bösen Menschen“, fasst sie zusammen. „Vielleicht strahle ich Optimismus aus und kriege das zurück. Ich bin eigentlich nirgendwo zuhause, aber wenn man es positiv dreht, fühle ich mich überall auf der Welt daheim.“

Petra Pavlisin hat beim Segeln einen 70jährigen Finnen mit Boot kennen gelernt, mit dem sie ihre neue Reise geplant hat: Sie fliegt bis London, von da auf die Insel Saint Lucia mitten in der Karibik. Von da geht es zwei Monate durch die nördliche Karibik, Bermuda, die Azoren, nach Portugal und Spanien. Wenn diese Ausgabe von Christen heute erscheint, ist Petra Pavlisin hoffentlich glücklich auf hoher See.



Foto oben:
Petra Pavlisin auf
Lanzarote kurz
vor der Atlantik-
überfahrt.

Foto unten:
Petra Pavlisin
beim Segeln auf
dem Atlantik.

Fotos: Privat

Francine Schwertfeger

Übungen der Stille

Schweige-Exerzitien für Atheisten

Sieben mal hat die Turmuhr geschlagen. Draußen ist es noch fast ganz dunkel. Um das Licht einer einzelnen Kerze herum haben sich 14 Männer und Frauen versammelt. Sie sitzen im Kreis auf dem Boden und schweigen. Mit einer Meditation beginnt der erste Tag ihrer Exerzitienwoche im Kloster. Einige haben wie die Mönche, die dort leben, schon früher ihr Bett verlassen und waren um halb sechs in der Klosterkirche, zum Morgengebet mit gregorianischem Choralgesang. Später, nach dem Frühstück, werden sich alle mit einem Bibeltext auseinandersetzen, spazieren gehen, Taizégesänge einüben, weitermeditieren und vor allem den ganzen Tag lang schweigen, sogar beim Essen.

Etwas ungewöhnlich für ein so frommes Programm ist die Zusammensetzung der Gruppe, die da am Vorabend angereist ist, zum Teil noch etwas skeptisch in Bezug auf das, was sie hier erwartet. Die meisten sind in ihrem Alltag nicht besonders religiös. Einige haben eine kirchliche Sozialisation in einer der christlichen Konfessionen erfahren, sind aber nicht mehr aktiv oder ausgetreten. Zwei Frauen sind echte Atheistinnen aus Ostdeutschland, ganz ohne Vorerfahrungen mit christlichen Praktiken und Inhalten. Dazwischen ein Katholik aus Bayern, den die Kursausschreibung angesprochen hat, sowie ein Lutheraner, eine Quäkerin und eine Buddhistin, die sich nicht getraut haben, sich für einen „normalen“ Kurs in diesem katholischen Kloster anzumelden, weil sie befürchteten, sie könnten als „Andersgläubige“ dort nicht willkommen sein.

Allen gemeinsam ist, dass sie eine Auszeit von ihrem Leben nehmen wollen, dass sie sich nach Ruhe sehnen und dafür bewusst ein Kloster aufsuchen: einen Ort der Stille, der Spiritualität und des geordneten Tagesablaufs. Einige sind auf der Suche nach ihren christlichen Wurzeln, wollen christliche Spiritualität noch einmal neu kennenlernen. Und viele kommen aus einer belastenden Situation heraus: Krankheit, Burnout, Tod von Angehörigen. Die Begegnung mit einer Grenze in ihrem Leben führt sie her an diesen für sie meist fremdartigen Ort und in einen solchen Kurs mit dem fremdartigen Titel „Exerzitien“.

Geistliches Exerzieren

Dass das Wort „Exerzitien“ an „Exerzieren“ erinnert, ist gar nicht so weit hergeholt. Als ihr „Erfinder“ gilt der Spanier Ignatius von Loyola. Dieser wurde im Jahr 1521 als Ritter bei der Belagerung der Stadt Pamplona schwer verwundet und las auf dem Krankenlager geistliche Literatur über das Leben Jesu – was wiederum *sein* Leben stark veränderte. Er legte seine Waffen nieder und begann ein geistliches Leben, gründete den Jesuitenorden und verfasste eine Schrift mit dem Titel „Geistliche Übungen“, sein Exerzitienbuch. Wie Ritter und Soldaten für den Kampf trainieren müssen, so die Erfahrung des Ignatius, müssen auch Menschen in der Nachfolge Jesu Dinge einüben, die sie läutern und widerstandsfähig machen.



Ich selbst kannte die positiven Wirkungen von Exerzitien aus eigener Erfahrung und fragte mich irgendwann, ob man eigentlich gläubig sein muss, um an einem solchen Kurs sinnvoll teilnehmen zu können. Oder ob nicht die Übungen und Rituale solcher Kurse und der klösterliche Rahmen ihre Wirkung haben, egal was man glaubt oder auch nicht glaubt. So begann ich, damals noch römisch-katholisch, zusammen mit einem langjährigen Kursleiter-Kollegen, dem Pastoralreferenten Thomas Harling aus Hannover, Exerzitienkurse für Atheisten und Suchende zu entwickeln. Was da unabhängig vom Glauben-Können wirkt,

sind zunächst einmal Dinge wie das Meditieren: Sitzen, den Atem wahrnehmen und die Gedanken ziehen lassen, ohne sich daran festzubeißen. Auch Körperarbeit und Atemübungen. Aber auch Übungen aus dem christlichen Repertoire: Umgang mit biblischen Texten, Taizégesänge, ein Klageritual in der abendlichen Kapelle, ein Aschekreuz, das man sich gegenseitig auf die Stirn zeichnet – als Auseinandersetzung mit der eigenen Vergänglichkeit. Oder auch die begleitenden Einzelgespräche, die wir jeden Tag anbieten.

Es ist auch der Ort des Klosters, der seine Wirkung hat. Und ganz besonders ist es das Vakuum der leeren, unverplanten Zeiten und des Schweigens. Hierin liegt für die meisten der Teilnehmenden das eigentliche große Abenteuer dieser



Alexandra Pook ist Diakonin in Köln.

Hürden beseitigen

Unsere Erfahrung ist, dass die Leute froh sind, dass sich eine Kursausschreibung speziell an sie als „Un- oder

Foto:
Klosteranlage
Maulbronn -
Heike Kiefel

Andersgläubige“ richtet. Und dass sie ihre Fragen, ihre Kritik an Kirche und ihren Unglauben mitbringen und artikulieren dürfen. Spannende und sehr offene Gespräche entstehen. Und wir als Kursbegleitende fühlen uns herausgefordert, möglichst ohne die uns so sehr vertraute theologische und kirchliche Sprache auszukommen. Was meinen wir denn zum Beispiel mit „Segen“? Was machen die Mönche da vorne am Altar? Oder was ist das für ein bescheuerter Gott, der Menschen grausame Erfahrungen zumutet?

Ein lustiges Gespräch hatte ich mit einer Frau aus Ostdeutschland. Sie wollte wissen, was es mit diesem Jesus am Kreuz auf sich hat. Nachdem ich ihr erzählt hatte, dass er als Jude so von den Römern hingerichtet worden ist, fragte sie mich: „Und hatten die Römer auch eine Religion? Ach ja, die waren römisch-katholisch, oder?“

Wir verzichten innerhalb der Kurseinheiten auf Gebete, stützen uns aber

mit dem, was wir inhaltlich anbieten, auf unseren eigenen christlichen Hintergrund, aus dem wir selbst leben. Auf was auch sonst? Allerdings bewusst nicht mit dem Ziel, die Leute zu bekehren. Eine Buddhistin darf Buddhistin bleiben. (Allerdings schrieb mir eine nach dem Kurs, sie hätte begonnen, neben ihrer Meditation auch zu beten.)

Das Schweigen ist nach einer Weile nicht mehr komisch oder bedrückend. Anfängliche Angst und Skepsis lösen sich auf. Man fühlt sich nicht mehr einsam, sondern ganz im Gegenteil verbunden mit den anderen, mit denen man schweigt. Es hat auch egalisierende Wirkung: Nicht die, die sonst viel reden, beherrschen die Gruppe. Das Schweigen hat die Kraft, Spannungen zu lösen und Gefühle zu verwandeln. Oft entsteht nach ein paar Tagen eine Leichtigkeit. Eine Ordensschwester, die unsere Kursgruppe immer beim Essen beobachtet hatte, meinte irgendwann zu mir: „Ihre Teilnehmer sehen so gelöst aus.“ Wenn am Ende der Woche beim

Mittagessen behutsam wieder gesprochen wird, sitzt da in der Regel eine fröhliche, witzelnde und irgendwie gut zusammengewachsene Gruppe.

Sehr gefreut hat es mich, dass ich trotz meines Konfessionswechsels diese Arbeit in römisch-katholischen Klöstern weitermachen darf. In der Abtei Münsterschwarzach hat man auch keine Angst vor weiteren alt-katholischen Referenten, so dass ich dort Kurse mit den Bonner Priestern Dr. Ralph Kirscht und Michael Schenk geben darf.

Wer neugierig geworden ist auf eine solche Woche oder sie anderen empfehlen möchte (Gläubigen, Un- und Andersgläubigen), findet aktuelle Termine im Kalender der Homepage www.impulse-setzen.de. Seid herzlich willkommen zu diesen „Übungen der Stille“!

Alexandra Pook



Jens-Eberhard Jahn ist Mitglied der Gemeinde Dresden.

«Saust die geschäft'ge Welt»

Entschleunigung im Kapitalismus?

Ich hatte diesen Artikel fest zugesagt – und den Redaktionsschluss vergessen. Noch 36 Stunden... 24...12. Wie spät ist es? 23 Uhr. Morgen früh muss der Beitrag fertig sein. Auf die angefragten Stellungnahmen des Arbeitgeberverbandes (BDA) und des Verkehrsclubs Deutschlands (VCD) kann ich nicht mehr warten – rein in die Tasten!

Das Thema? Moment... ach ja: „Entschleunigung“. Ach so? Puh. Erstmal Wikipedia, mehr Zeit zum Recherchieren ist ja nicht drin. Da heißt es: „Mit Entschleunigung wird umgangssprachlich ein Verhalten beschrieben, aktiv der beruflichen und privaten „Beschleunigung“ des Lebens entgegenzusteuern, d. h. wieder langsamer zu werden oder sogar zur Langsamkeit zurückzukehren“. Versteh ich das?

Stress abbauen im Arbeitsleben und im Alltag. Terminlich abspecken und Auszeiten nehmen – um sich wohler zu fühlen, gar zu sich zu kommen? Oder um danach nur um so frischer wieder da zu sein für die „geschäft'ge Welt“?

Ein bisschen Kohle, ein wenig Eisen und schon ging vor 200 Jahren alles

schneller. Romantische Reaktionäre wie der Katholik Eichendorff flohen (wahrscheinlich wildeilends) davor in den Wald und beteten geradezu:

*Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt;
Schlag noch einmal die Bogen,
Um mich, du grünes Zelt.*

Ein Waldspaziergang, ein verlängertes Wochenende, ein Urlaub oder auch nur ein Sonntag oder Sabbat, um kurz aus dem Getriebe auszusteigen – vielen genügt dies einfach nicht mehr. Das Getriebe kommt ja wieder. E-Mails, Autobahnen, Flugzeuge lassen Zeit gewinnen, die natürlich sofort woanders „ausgegeben“ wird. Allerdings meist nicht zur Muße, sondern zur weiteren Steigerung der Effizienz.

Viele meinen, es sei genug mit der Beschleunigung, wir brauchen Entschleunigung. Entschleunigung in uns selbst, Entschleunigung in zwischenmenschlichen Beziehungen, in der Arbeit und nahezu allen gesellschaftlichen Prozessen. Neben den Gewerkschaften stellt auch die Katholische Arbeitnehmerbewegung (KAB)

in der Arbeitswelt einen deutlichen Trend zur Beschleunigung fest: „Alles muss immer schneller, effektiver und damit unter zunehmendem Zeitdruck erledigt werden. Darunter leiden die arbeitenden Menschen, deren Bedürfnisse nicht in den Mittelpunkt einer Humanisierung der Arbeitsabläufe gestellt werden. Die KAB tritt für Arbeitszeitverkürzungen ein, damit auch die Arbeitszeiten den Bedürfnissen der Menschen angepasst werden und alle Formen der menschlichen Arbeit (Erwerbsarbeit, Privatarbeit und gemeinwesenorientierte Arbeit) von allen wahrgenommen werden können. Nur so entgehen wir dem Hamsterrad der Profitmaximierung durch permanente Beschleunigung, die auf Kosten der Lebensqualität geht“, meint Michael Schäfers, Generalsekretär und Leiter des Grundsatzreferats der KAB.

Entschleunigung und Existenzsicherheit

„Doch wer Arbeitszeitverkürzung und ‚Entschleunigung‘ will, muss auch Existenzsicherheit und Selbstbestimmungsmöglichkeiten fordern“, das Bedingungslose Grundeinkommen,

das ja auch die KAB fordert, sei ein Mittel dafür, erklärt Ronald Blaschke, Sprecher des Netzwerk Grundeinkommen in Deutschland. Viele können eben gar nicht entschleunigen. Sie würden sich ansonsten ihrer materiellen Existenzgrundlage berauben. Doch lebt der Mensch vom Brot allein? Muss ich am Sonntag Arbeiten verrichten? Und reicht eine „Allianz für den freien Sonntag“, in der sich die KAB engagiert, um gemeinsame freie Zeiten zurück zu gewinnen? Muss ich alle E-Mails lesen, die ich bekomme? Muss ich von Berlin nach Paris fliegen oder genügt nicht der ICE? Brauchen wir die neue Autobahn wirklich oder reicht nicht der Ausbau der Bundesstraße?

Sozialhygienisch und arbeitsmedizinisch mag der Begriff „Entschleunigung“ taugen. Er stellt das Fortschrittsdenken und die Wachstumsreligion nicht konsequent infrage. Die Idee, mal statt 180 km/h nur 140 km/h fahren zu wollen, stellt ja auch nicht die „freie Fahrt für freie Bürger“ ohne Tempolimit infrage. Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral: Wer es sich leisten kann, isst längst „Slowfood“ und verzichtet auf Pauschaltourismus zugunsten kosten- und erlebnisintensiverer Individualreisen. Und die anderen? Wir anderen? Hartz IV als Askese der Verlangsamung durch Nicht-Teilhabe scheint keine allzu sehr erstrebenswerte

STOP

*ich habe den Halteknopf gedrückt
an der nächsten Station
werde ich aussteigen
werde zu Fuß weitergehen
oder mich erst mal auf eine Bank
in die Sonne setzen
die Bahn spuckt ihre Fahrgäste aus
andere drängen herein
nichts wie raus hier aus dem Mief
frische Luft atmen
Gelärme und Stress abschütteln
mich von der Abendsonne
bescheinen lassen
was für ein wunderbarer Tag
wie grün die Bäume sind
und wie mild die Luft
ich gönne mir ein großes Eis
Zitronenjoghurt – meine Lieblingsorte
setze mich auf die letzte freie Bank
unter den Kastanien
schaue den vorbeieilenden Menschen zu
genieße mein Eis und mein Glück
denke an die vor mir liegenden Wochen
atme tief durch:
endlich U r l a u b!*

Jutta Respondek

Alternative zu sein. Entschleunigung, oder besser: Verlangsamung, ist nicht nur Programm für den Sonntag oder den Urlaub. Sie muss, um wirken zu können, den Wachstumszwang, den Beschleunigungszwang des Wirtschaftssystems angreifen. Nicht schneller, nicht höher, nicht weiter – das wäre im Sport tödlich. Eine auf Wachstum und Zinseszins orientierte kapitalistische Gesellschaft könnte durch Verzicht vielleicht erst wieder lebendig werden. Verlangsamung darf aber nicht als Askese missverstanden werden. Sie eröffnet vielmehr Freiheitsräume.

Unser alt-katholischer Bischof Joachim Vobbe schrieb vor 16 Jahren: „Wofür sollen, dürfen Christen denn kämpfen, worauf stolz sein, welchen Sieg erhoffen? Will man die Antwort auf diese Frage in einem Satz geben, so kann sie nur lauten: Wir nehmen teil am Kampf des Lebens gegen die Mächte des Todes.“ Ein Teil dieses Kampfes ist es, wieder – so weit es irgend geht – Herr und Frau unserer Lebenszeit zu werden. Papst Franziskus schreibt: „Diese Wirtschaft tötet!“ Teil des Kampfes gegen die Mächte des Todes ist der Kampf gegen ökonomische Zwänge.

„Ich hab’ keine Zeit“ ist ein unsinniger Satz. Wir alle haben 24 Stunden Zeit pro Tag. Diese Zeit eigenverantwortlich zu

nutzen, ist unsere individuelle Aufgabe. Gott schenkt uns diese Zeit nicht, damit wir sie dem Hamsterrad des Mammons opfern. Um diesem Opferkult aber zu entgehen, müssen wir auch materiell frei, das heißt bezüglich unserer Grundbedürfnisse nach Existenz und Teilhabe abgesichert sein. Dies ist eine gesellschaftliche, letztlich politische Aufgabe.

Die gesellschaftlich gebotene Hast, der ökonomisch erzwungene Mangel an Zeitsouveränität sind die heutigen Formen der ägyptischen Sklaverei. Dieser Sklaverei stellt Gott uns seine reale Utopie des Sabbats gegenüber. Ist dieser Sabbat aber eine entschleunigte Auszeit? Ein Ritual um dann zum Alltag überzugehen? Nein, *dies septimus nos ipsi erimus* - dieser siebte Schöpfungstag werden wir selbst sein, schrieb der Kirchenvater Augustinus. Was heißt das für mich ganz persönlich? Gottes Einladung zur Freiheit ernst nehmen. Kein Fußbreit dem „Höher-Schneller-Weiter“! „Nein sagen“ lernen. Meinen nächsten Beitrag für diese Zeitschrift früher und ohne Hast beginnen ... und mit Humor: die Deadline des Redaktionsschlusses nicht mit dem „Jüngsten Gericht“ verwechseln.

Jens-Eberhard Jahn



Foto:
Heike Kiefel

Auszeit im Fluss des Lebens

Silvia und Andreas Brzoska aus Husum schaffen es, sich im Lauf des Tages kleine Auszeiten zu nehmen. Wenig Abstand ist nötig, denn sie erleben ihre Familie und Arbeit als erfüllend. Silvia (46) ist Erzieherin in Teilzeit, Andreas Sozialpädagoge in Vollzeit. Ihre beiden Kinder sind Jona (17), der eine Ausbildung zum Hotelfachmann auf St.-Peter-Ording macht, und Lili (7), die in die erste Klasse zur Schule geht. Mit Silvia und Andreas Brzoska sprach Francine Schwertfeger.

Wie sieht euer Tag aus?

Silvia: Um sechs Uhr aufstehen und Frühstück machen, um 7.15 Uhr bin ich weg zur Arbeit im Kindergarten. Andi bringt Lili zur Schule, so gegen 7.30 Uhr. Lili kriegt in der Schule Mittagessen und Hausaufgabenbetreuung. Das ist schon an sich eine Erleichterung. Manchmal ist unser Tag so geballt, dass von mir abends Termine sind, oder von Lili Elternabend. Ich hole sie ab von der Schule, dann ist Freizeit mit den Kindern und Zuhören angesagt, wenn der Tag erzählt wird.

Andreas: Es sind auch zwei Spielnachmittage in der Woche mit anderen Kindern.

Silvia: Einmal die Woche gehen wir ins Schwimmbad. Montag und Donnerstag geht Lili spätmittags zum Spielmannszug. Gegen sechs gibt's Abendessen, meist warm.

Wie könnt ihr abschalten?

Andreas: Ich kann am ganzen Tag abschalten. Ich freue mich an der Arbeit, auf die Kollegen, auf die Familie, und das ist schön, dass ich das so hab'. Es macht Spaß zuhause und auf der Arbeit: Ich erlebe Anerkennung, hier erlebe ich die Kinder als super; es macht Spaß, Familie erleben zu dürfen. Klar, vieles muss Silvia annehmen, wenn etwa Lili zickt. Ich komme ja nach Hause, wenn alles gelaufen ist.

Silvia: Aber wenn Andi da ist, ist er voll dabei, bringt auch Lili gegen acht ins Bett, hat damals die Windeln gewechselt. Von anderen Männern hört man das anders...

Andreas: Ich genieße es, morgens entspannt den Tag zu beginnen mit Kuscheln mit Lili, dann fahren wir gemütlich mit dem Rad zur Schule. Ich habe auf der Arbeit Gleitzeit, dadurch habe ich genügend Zeit, das ist toll.

Das Schöne ist, abends Lili ins Bett zu bringen, mitzukriegen, wie der Tag gelaufen ist.

Wir hatten auch Zeiten, wo unsere Beziehung nicht ganz so witzig war, aber wenn Arbeit und Familie Spaß machen, ist es schön. Ich bin auch dankbar, und – es klingt zwar theatralisch – auch demütig. Da hilft mir mein Glaube.

Silvia: Bei mir geht's morgens von null auf hundert: Der Kindergarten öffnet um sieben, ich fange halb acht an, da sind die Kinder schon da. Wir haben tolle Kollegen, aber man kommt nicht zur Ruhe bei 22 Kindern zwischen zweieinhalb und sechs Jahren, wo man Windeln wechseln muss etc. Zwischen eins und zwei komme ich nach Hause, esse eine Kleinigkeit, gucke kurz Nachrichten, dabei lege ich mal für zwanzig Minuten die Füße hoch. Dann kommt meist der Einkauf, und ich hole Lili von der Schule ab.



Und mal Löcher in die Luft starren?

Silvia: Wenn das Wetter schön ist, sitze ich nachmittags draußen mit einem Cappuccino, einfach so eine halbe Stunde, dann schlafe ich auch schon mal ein. Wir haben auch eine Massagesitzauflage, wo man sich einfach mal durchkneten lässt (lacht). Erst fanden wir's spießig, aber es ist toll.

Andreas: Ich komme ab sechs nach Hause zur Abendessenszeit. Danach kann Lili fernsehen, eine Dreiviertelstunde, da setzt man sich mal dazu bei einer guten Kindersendung, um mit Lili zu kuscheln. Mit Jona, wenn er da ist, trinke ich mal was, rede mit ihm... Es ist schön zu wissen, er ist autark, er macht seinen Weg. Die Selbstständigkeit von Jona entspannt auch.

Silvia: Entspannung ist auch, wenn wir mal - selten, das ist eine finanzielle Geschichte - ins Kino gehen. Und wenn wir zum Geburtstag eingeladen sind, holen wir einen Babysitter.

Andreas: Wenn ich Lili gegen acht ins

Bett bringe, ist Landephase, du hast dann Gelegenheit runterzukommen, dann hast du Zeit für dich.

Silvia: Für mich ist es auch entspannend, den Fernseher anzumachen, mich mal nach dem vielen Reden am Tag berieseln zu lassen. In den Osterferien haben wir Wohnungstausch mit Jona auf St. Peter gemacht, da war ich mit Lili zwei, drei Tage. Oder ich fahre mit Lili nach Amrum oder Sylt, wir sitzen im Strandkorb... Ich mache auch schon mal mit drei Freundinnen einen Mädelsabend. Gern würde ich mal wieder drei Tage allein nach Amrum, nicht reden, nur ein Buch dabei und am Strand hocken. Das Schöne ist, dass Andi das auch mitmacht. Er kriegt das mit den Kindern auch ganz spontan organisiert.

Andreas: Es wird nie lange Theater um sowas gemacht. Ich bin zu einem bis zwei Drittel dabei. Ich weiß, was Silvia leistet und bin dankbar dafür. Sie hat ja

selten was vor. Und wenn's das Geld betrifft, sage ich: ‚Mach!‘

Silvia: Wir sind auch nicht die Oberreinen...

Andreas: ...aber ich habe auch nicht die Angst vorm Saubermachen. Ich brauche auch manchmal ein Lob: Das hast du gut gemacht.

Silvia: Im Garten machen wir auch keinen Stress: Entweder es regnet, oder die Blumen wachsen so.

Andreas: Auch wenn wir nicht oft in der Kirche sind, ist Georg (*Reynders, alt-katholischer Pfarrer auf Nordstrand, Anm. d. Red.*) für mich eine erfrischende Brise, die immer Frische in meinen Kopf bringt und wohlthuend den Alltag bewusst macht, so dass ich die Gedanken sortiert bekomme, wenn wir mal da sind.

Silvia/Andreas: Das regelmäßige Abschlusslied „Nada te turbe“ passt zu uns: ‚Lass dich nicht verwirren, verrückt machen‘. Es ist auch Glück, dass wir gesund sind und es uns gut geht.

Interview: Francine Schwertfeger

*Foto:
Francine
Schwertfeger*



Pause

Woran merke ich eigentlich, dass ich nicht mehr arbeiten muss, sondern dass ich eine Pause habe? Reicht mir ein Blick auf die Uhr oder das berühmte Kreuz im Kalender? Beim Blick auf die Uhr merke ich recht schnell, dass die Zeit unerbittlich weiterläuft. Die Zeit flieht. Und wenn ich mir meine Kalender so anschau, dann stelle ich fest, dass sich ein Termin an den anderen reiht. Wie soll ich das alles nur machen, frage ich mich dann. Sie kennen das sicher auch.

Die Folge ist, dass viele von uns gar nicht mehr richtig abschalten können. Und dass viele von uns ein paar verbleibende Stunden im Tagesablauf nicht mehr richtig genießen können, weil sie schon an den nächsten Termin denken müssen. In der Folge reichen ein oder zwei Wochen Urlaub schon gar nicht mehr zur Erholung aus. Die erste Woche fühlen wir uns platt und erschlagen, weil wir bis zum letzten Tag arbeiten mussten. Und in der zweiten Woche beginnt sich unser Gehirn schon auf die Aufgaben einzustellen, die sich ganz sicher auf unserem Schreibtisch angesammelt haben. So wie jedes Jahr.

Dabei ist eine Pause so wichtig. Nicht nur die Pause, die wir uns im Urlaub gönnen, sondern auch die kleinen

Pausen zwischendurch. Ich muss allerdings zugeben: ich halte Pausen selber auch nicht mehr ein. Aber warum? „Kommt alle zu mir, die ihr euch plagt und schwere Lasten zu tragen habt. Ich werde euch Ruhe verschaffen,“ (Mt 11,28) so spricht Jesus nicht ohne Grund zu uns. Er hat Recht.

Bei dieser Gelegenheit kommt mir wieder ein Gegenstand in den Sinn, den ich mir vor einiger Zeit aus meinem Laden mitgenommen hatte. Ganz hinten im Wohnzimmerschrank war das kleine Ding verstaut: mein Abschalter.

Sie lachen jetzt vielleicht über dieses kleine, fast funktionsfreie Ding. Der Hebel ist sehr robust ausgelegt und könnte locker eine 220-Volt-Leitung unterbrechen. Das Buchenholz hat mittlerweile etwas Patina bekommen und hält – bei guter Pflege – ewig. Das ist solide Wertarbeit! Im Gegensatz zu einem Mobiltelefon hält es locker einen Sturz aus mehreren Metern Höhe aus. Das ist jetzt genau das Richtige für mich.

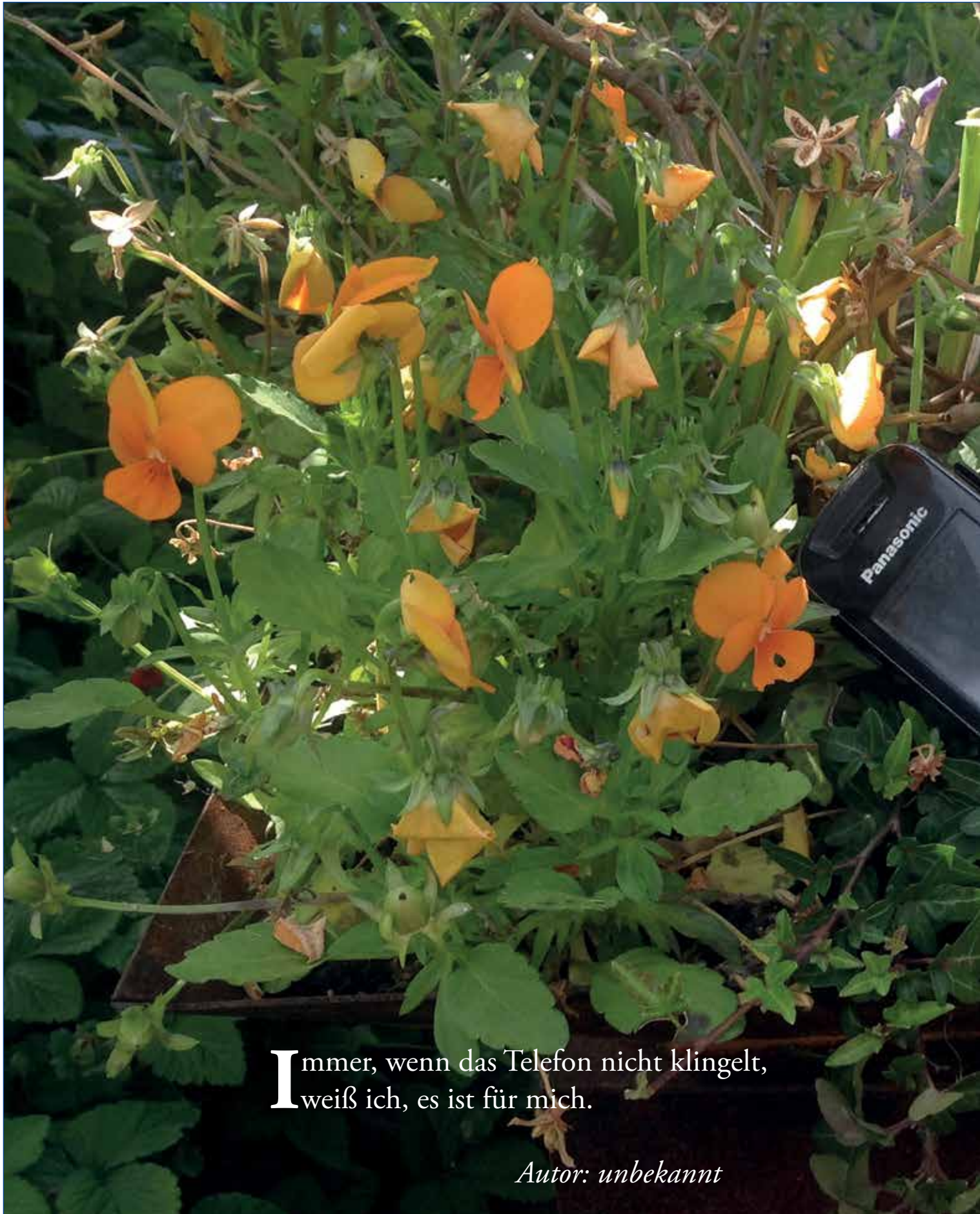
Mein Abschalter lag bisher immer griffbereit auf einem Tischchen, das neben einem bequemen Sessel stand. Und immer wenn ich von der Arbeit kam, setzte ich mich mit einem Feierabendbier ausgestattet in den Sessel, zündete mir einen feinen Zigarillo an und legte langsam und genüsslich den Schalter

um. Ja, richtig. Ich knipste damit ganz einfach meinen Alltag aus. Feierabend. Ende. Sendepause.

Nun habe ich meinen Abschalter also wieder ausgegraben. Pausenlos durch den Tag zu gehen, ist auf die Dauer nicht gesund. Wir brauchen Ruhe und Erholung, um unseren Alltag meistern zu können. Aber weil wir oft unter Druck stehen oder uns selbst Druck machen, können wir gar nicht erst zur Ruhe kommen. Helfen können uns aber kleine Rituale. Das kann eine gute Tasse Tee oder Kaffee sein, die ich mir ganz gemütlich einschenke. Das kann ein gutes Buch sein oder ein Vers aus der Bibel. Das können die Wohlfühlklamotten sein, die ich mir anziehe, wenn ich daheim bin. Das kann eine gute Musik sein oder eine bestimmte Fernsehsendung. Und übrigens, bevor Sie Ihr Mobiltelefon aus dem Fenster werfen: Die Teile lassen sich mit wenigen Handgriffen ebenfalls abschalten. Warum eigentlich nicht?

Ich jedenfalls habe mir fest vorgenommen, meinen Abschalter wieder zu benutzen und habe ihn gleich auf meinem Schreibtisch platziert. Und wenn ich das nächste Mal Urlaub habe oder einen Ruhetag einlege, dann werde ich den Schalter umlegen, meinen Alltag einfach abschalten und die Zeit genießen. Denn auch sie ist kostbar!

Carsten Kukula



Immer, wenn das Telefon nicht klingelt,
weiß ich, es ist für mich.

Autor: unbekannt



Foto: Stephan Neuhaus-Kiefel

Auszeit für Sparfüchse

oder: Wir suchen uns was Schönes auf der Karte

Wer ein Sabbatjahr nehmen kann, hat für gewöhnlich vorgearbeitet beziehungsweise eine Zeit lang nur einen Teil seines oder ihres Gehaltes bezogen, um sich die Auszeit leisten zu können. Viele wünschen sich auch am Wochenende mal eine kleine Pause vom Berufsalltag. Und dann sind da noch die Leute, die auf Grund von Arbeitslosigkeit zwar immer Auszeit haben, wenn auch nicht immer gleichzusetzen mit Freizeit (die Ämter können ja wahre Plagegeister sein). Aber eine Auszeit nehmen sich doch alle mal, irgendwie.

Sommerzeit ist Reisezeit. Jedenfalls für die, die sich die Bahntickets oder Benzinpreise noch leisten können. Alle anderen träumen auf der Karte vor sich hin. Für die Launigen unter uns gibt es den „Atlas der 999 seltsamen Ortsnamen. Eine ungewöhnliche Reise von Posemuckel“, herausgegeben von Silke Peust und Kartograf Stephan Hormes. Damit können wir jetzt unsere kleinen Reiserouten zum Beispiel durchs schöne Nordrhein-Westfalen planen oder schon mal (Nomen est Omen; der Name ist ein Zeichen) aussuchen, wo wir im Alter unterkommen oder aber

niemals auf Wohnungssuche gehen wollen.

Könnten Sie sich vorstellen, in einem Ort wie Mülldorf (bei Bonn), Kothausen (bei Mönchengladbach) oder Greuel (Bergisch-Gladbach) zu wohnen? Ich nicht. Da sehe ich das Ungemach ja schon am Ortseingang auf mich zukommen. Wer möchte frohen Herzens in Wüste, Habenichts, Knickelsdorf oder Wassermangel leben? Gewiss bin ich ein bisschen abergläubisch. Aber ich bin ja nicht umsonst nach Husum gezogen. Irgendeinen Grund muss ein klingender Ortsname doch haben. Schließlich weist der Name Schwertfeger auch hin auf die alte Zunft der Schwertschleifer. Heute fege ich allerdings keine Schwerter mehr, sondern mit dem Rad durch die Gegend.

Dennoch ist gegen Stippvisiten nichts einzuwenden. Für die Wohlgemuten unter uns habe ich kleine Routen zusammengestellt. So besuchen die Schleckermäuler am Besten Kuchenheim, Kaffeekanne und Fettehenne, (lassen Faulebutter aus) und kehren zuletzt in Essig ein, wenn die Köstlichkeit der Orte dann doch zu wünschen übrig

ließ. Für die unter uns, die etwas angeschlagen sind, empfehle ich folgende Orte zu meiden: Oberplag, Pech und Schiefbahn. Auch Krummerück ist ein schlechtes Omen, genau wie Schreck, Leichlingen, Krankel und Merkenich (bei Leverkusen). Wir meiden auch besser Wahn, Süchteln, Gier und Glaskopf. Dass die armen Leute dort eventuell vom Tourismus leben, soll uns dabei leider nicht interessieren. Jeder ist sich selbst der Nächste...

Wer sich aufbauen will, fährt nach Himmelreich (bei Neuss) und Sonnenschein oder Lustheide, Tummelplatz und Schlückingen (nahe dem Möhnesee). Und wer bald in Rente geht und für seinen Altenheimsitz ein Plätzchen sucht, wählt vielleicht Heimateerde (bei Mülheim) oder Mümmelbach.

Nun, wie war dieser kleine Ausflug, nur auf dem Papier, so ganz ohne Kosten? Tja, die Sparfüchse sitzen eben nicht im Reisebüro oder in Tuttifrutti-Airlines.

In diesem Sinne

Francine Schwertfeger



Olaf Welling ist Mitglied der Gemeinde Hamburg und engagiert sich bei Kirchen- und Katholikentagen für die Öffentlichkeitsarbeit des Bistums.

70 Prozent denken alt-katholisch

Vom 28. Mai bis zum 1. Juni fand in Regensburg der 99. Deutsche Katholikentag statt. Auch unser Bistum war dort wieder mit einem Informations-Stand vertreten. Die Katholikentagsmeile war diesmal nicht in einer Messe- oder Veranstaltungshalle „eingesperrt“, sondern an verschiedenen Stellen der Innenstadt verteilt. Wir waren mit dem Bereich Ökumene auf der Grieser Spitz, einer Wiese etwa 500 m von der steinernen Brücke entfernt, dem Wahrzeichen der alten Reichsstadt und Mottogeber der Veranstaltung, „Mit Christus Brücken bauen“.

Der Standort draußen hatte den Nachteil, dass wir trotz Zelt dem Dauerregen Mittwoch und Donnerstag und dem bis Freitag sehr kühlen Wetter ziemlich ausgesetzt waren. Dafür war das Gelände aber nicht abgesperrt und damit auch nicht nur für zahlende Teilnehmende zugänglich, so dass viele Passantinnen und Passanten bei einem

Spaziergang auch bei uns Zwischenhalt machten und vor allem nach dem Unterschied zwischen „normal-katholisch“(!) und alt-katholisch fragten.

Ausgestattet mit Faltblättern, verschiedenen Ausgaben von „Christen heute“, Gemeindebriefen aus vielen Städten und anderen Drucksachen über unsere Kirche, konnten wir die Menschen informieren und mit den schon berühmten Tragetaschen ausstatten – Zitat: „Gibt es hier die blauen Stoffbeutel? Ich wurde extra geschickt, um noch einen mitzubringen!“ So war es kein Wunder, dass am Samstag um 15.03 Uhr die allerletzte vergriffen war (aber eine Neuauflage ist schon geplant). Oft interessierten sich die Besucherinnen und Besucher, ob es in der Nähe ihres Wohnortes auch eine alt-katholische Gemeinde und Gottesdienste gäbe; manchen konnten wir dann direkt Gemeindebriefe „ihrer“ alt-katholischen Gemeinde mitgeben. Es ergaben sich

nicht nur kurze, sondern auch immer wieder ausführliche, intensive Gespräche – manchmal auch durchaus kontrovers. Und mehr als einmal wurde uns von Mitgliedern der römisch-katholischen Kirche gratuliert, dass vieles, was sie in ihrer Kirche immer wieder fordern, bei uns schon Realität ist. Wenn wir von den Rückmeldungen am Info-Stand auf die Gesamtheit der römisch-katholischen Christinnen und Christen in Deutschland rückschließen, können wir davon ausgehen, dass mindestens 70 Prozent von ihnen in ihrem Denken eigentlich schon alt-katholisch sind.

Dazu kamen das Kennenlernen oder Wiedersehen mit Alt-Katholikinnen und Alt-Katholiken aus Regensburg und dem ganzen Bundesgebiet und die interessanten Zufallsbegegnungen in der ganzen Stadt und bei den vielfältigen Veranstaltungen des Katholikentages. Leider gab es nur wenige

alt-katholische Termine im offiziellen Programm, aber diese, wie die nicht-verzeichneten, waren ordentlich bis sehr gut besucht und sehr stimmungsvoll. Den feierlichen Abschluss dieses Katholikentages bildete für uns der Gottesdienst am Sonntag, zelebriert von Bischof Dr. Matthias Ring und Pfarrer Daniel Saam; vor allem durch die musikalische Begleitung des Gottesdienstes durch den Gospel-Chor *Joyful Voices* wurde er zu einem besonders beschwingten Schlussakkord für diesen Katholikentag. Einen herzlichen Dank an die gastgebende Stadt und alle Mitwirkenden – und auf Wiedersehen beim Evangelischen Kirchentag 2015 in Stuttgart, „damit wir klug werden“!

Olaf Welling



Obispo Maximo Tomas A. Milamena verstorben



Die Philippinische Unabhängige Kirche (IFI = „Iglesia Filipina Independiente“) trauert um ihren 10. *Obispo Maximo*, Revd. Tomas A. Millamena, der von 1999 bis 2005 an der Spitze der Kirche stand. Er starb am 1. Juni im Alter von 67 Jahren.

Nach seiner Zeit als oberster Bischof war er von 2005 bis 2012 Bischof der Diözese Laguna, von 2012 bis zu seinem Tod war er verantwortlich als Bischof der Diözese Iloilo.

Bischof Millamena wurde auch der „Jahrhundert-Obispo-Maximo“ ge-

nannt. Die Bildung des Klerus lag ihm sehr am Herzen. Die Klerikerausbildung wurde intensiviert, Bischofs- und (regionale) Kleruskonferenzen sowie Laienkongresse festigten den Zusammenhalt zwischen den Bischöfen, zwischen den Bischöfen und Priesterinnen und Priestern und Diakoninnen und Diakonen und den verschiedenen Bevölkerungsschichten innerhalb der IFI.

Darüber hinaus wurden diverse finanzielle Angelegenheiten geregelt wie zum Beispiel die Bezahlung des

Klerus, Versicherungen und Eigentumsverhältnisse.

Im Konflikt zwischen der philippinischen Regierung und der Nationalen Demokratischen Front der Philippinen war er ein wichtiger Vermittler und Gesprächspartner, der bei den Friedensgesprächen dabei war.

Er möge nun ruhen und leben in Gottes Frieden.

Reinhard Potts

*Foto oben:
Stand auf der
Kirchenmeile
beim
diesjährigen
Katholikentag.*

Gemeinsame Firmvorbereitung

Zum dritten Wochenende im Rahmen einer gemeinsamen Firmvorbereitung trafen sich die Firmlinge der **Randen- und Wutachtalgemeinden** und der Gemeinde **Hochrhein-Wiesental** im Vinzentinerinnenkloster in Untermarchtal bei Ulm. Dort beschäftigten sich die Jugendlichen vor allem mit ihrer eigenen Taufe bzw. mit dem Heiligen Geist. Auf einer mehrstündigen Wanderung an der Donau entlang standen Impulse zu einer Taufenerneuerung im Mittelpunkt, die dann in der Hauskapelle des Klosters vollzogen wurde. Ein weiterer Höhepunkt der gemeinsamen Tage war die sehr persönliche und lebendige Klosterführung von **Schwester Marzella**, geistliche Leiterin des Bildungshauses des Klosters. Sie versuchte auf sehr lebensnahe Art und Weise den Firmlingen das Ordensleben und vor allem auch die Symbolik der sehr modernen Klosterkirche nahe zu bringen. Zum Abschluss feierten die Jugendlichen zusammen mit rund 60 Schwestern die Eucharistie. „Anfangs hatte ich keine Lust mitzugehen, als ich hörte, es geht in ein Kloster. Jetzt bin ich jedoch sehr positiv überrascht“, so das Fazit eines Firmlings.



Nordstrand Gemeindetag

Viele schauten am Fest Christi Himmelfahrt tatsächlich zum Himmel auf, aber nicht dem aufgefahrenen Herrn nach, sondern ob das Wetter hält: Nach der Eucharistiefeyer fand an Himmelfahrt ein Gemeindetag im Freien statt, zu dem sich rund 24 Alt-Katholiken aus ganz Schleswig-Holstein auf den Weg in die Nordstrander Gemeinde gemacht hatten. Und wirklich, das Wetter hielt, ab und an kam bei 12-15 Grad die Sonne durch. Vorher predigte Pastor **Georg Reynders** im Gottesdienst über die Worte in der Apostelgeschichte: „Was steht ihr da und schaut zum Himmel empor?“ Wir seien aufgerufen, bei uns selbst zu schauen, wie es um unser Leben stehe. Denn auch wir seien gesandt, und Gott sei an unserer Seite, gemäß dem Wort: „Denn siehe, ich bin

bei euch alle Tage, bis an das Ende der Welt.“ Der anschließende Gemeindetag begann mit einem vom Cateringervice gelieferten Mittagessen und von Gemeindemitgliedern gespendeten diversen Kuchen. Es entspannen sich viele nette Gespräche mit den Tischnachbarn, so dass der Gemeindetag auch dem Austausch mit denen diente, die aufgrund der langen Wege nur selten in die Kirche kommen können.



Firmung in Würzburg

Im Leben immer vier bis fünf gute Freunde und dass die am Firntag besiegelte Freundschaft mit Jesus ein Leben lang halte, das wünschte der alt-katholische Bischof Matthias Ring den Firmlingen **Joshua Lemmerer** (links) aus Würzburg-Lengfeld und **Laurin Schmid** (rechts) aus Hettstadt. Der Festgottesdienst mit dem Bischof und Pfarrer Niki Schönherr (Mitte rechts) fand in der Kapelle St. Martin in der Friedenstraße 3 statt. Gelegenheit zu Austausch und Gespräch hatten Festgäste und Gemeindemitglieder beim anschließenden gemeinsamen Sektempfang anstelle des sonst in Würzburg üblichen Kirchenkaffees.



Koblenz Ausflug in den Rheingau

Unterschiedlicher konnten die Ziele beim Gemeindeausflug der Koblenzer Gemeinde nicht sein. Zunächst feierte die Gruppe einen Gottesdienst in den Räumen des Bestattungshauses Fischer & Jost in Walluf und konnte anschließend einen guten Einblick in die Arbeit und die Räumlichkeiten des Unternehmens bekommen. **Steffi Jost** und **Stephan Hoffmann** führten als Gastgeber gerne durch die freundlich und hell gestalteten Räume des Hau-

ses. Nach dem Mittagessen in einer Straußwirtschaft in Erbach besuchten die Ausflügler eine Sektkellerei in Rudesheim. Dass sich beides miteinander gut verbinden lässt, bewiesen die guten Rückmeldungen am Abend des Tages.



Münster Ostermesse in Bad Lippspringe

Im ostwestfälischen Teil der Gemeinde Münster wurde die Ostermesse in der Friedenskapelle des Kurwalds in Bad Lippspringe bei Paderborn gefeiert. So konnte das Osterfest in einer besonders ansprechenden Stimmung begangen werden. Nach dem Gottesdienst versammelten sich die Teilnehmenden des Gottesdienstes noch bei Kaffee und Kuchen zu netten Gesprächen in gemütlicher Runde. Peter und Traudel Kobert hatten dazu eingeladen.



Nürnberg: Ausflug nach Coburg

Am Anfang stand der Schreck über eine Streckensperrung: Auf dem Bahngleis von Nürnberg nach Coburg war eine S-Bahn entgleist und alle Züge fielen aus. Per Handy organisierte die Gruppe die Weiterfahrt mit Autos und kam noch fast pünktlich an. **Marlies Plack** führte die Nürnberger kompetent durch die wunderschöne Stadt Coburg. Nach einer fränkischen Einkehr gab **Christl Grünberg** (Foto) den Ausflüglern eine Führung durch die sehenswerte alt-katholische Kirche St. Nikolaus am Rosengarten und erzählte aus deren bewegter Geschichte. Die kleine, aber sehr engagierte Coburger Gemeinde lud alle zu Kaffee und Kuchen ein. Der gemeinsame Palmsonntagsgottesdienst in St. Nikolaus bildete den schönen Abschluss eines gelungenen Ausflugs.



Kaufbeuren-Neugablonz Ilse Bödefeld verstorben

Am 22. April verstarb Elisabeth (Ilse) Bödefeld im Alter von 88 Jahren. Sie ist die Tochter von Josef Siehr, der die Gemeinde Kaufbeuren-Neugablonz nach dem Krieg gegründet hatte. Mit Bernhard Bödefeld heiratete sie dessen Nachfolger. Er war von 1953 bis 1982 Pfarrer in Kaufbeuren. Ilse Bödefeld war eine wichtige Anlaufstelle der Gemeinde und bereicherte mit einer Laienspielgruppe, die ihre Stücke in Gablonzer Mundart spielte, mit der Frauengruppe und der Jugendarbeit das Leben der Gemeinde. Nach der Pensionierung ihres Mannes zogen die beiden nach Obergermaringen. Leider war Frau Bödefeld schon früh auf einen Rollstuhl angewiesen, was sie in ihren Aktivitäten aber nur bedingt einschränkte.

Die Gemeinde Kaufbeuren hat ihr viel zu verdanken. Denn ohne ihre vielen Impulse und ihre Arbeit hätte sich die Gemeinde so nicht entwickeln können.



Verteidigung einer Dissertation

Am 23. Juni hat Pfarrer **Klaus Heinrich Neuhoff**, Fricktal in der Schweiz, in der Universität Tilburg seine Dissertation zum Thema der Kosmischen Christologie des Kirchenvaters Maximus (des Bekenners; 580-662) verteidigt. Sie trägt den Titel „‘Gott alles in allem’ (1 Kor 15,28): Theosis, Anakephalaiosis und Apokatastasis nach Maximus dem Bekenner in ihrer Bedeutung für die Kosmische Christologie“. Die Doktorarbeit ist digital zugänglich unter <http://tilburguniversity.edu/researchportal>.

Neuhoff hat in Bonn alt-katholische Theologie studiert und war Vikar in Mannheim, ehe er in die Schweiz wechselte.

Koblenz Tag der offenen Tür rund um die neue Jakobuskirche

Am Tag der offenen Tür konnten sich die Bürgerinnen und Bürger des Koblenzer Stadtteils Asterstein ein eigenes Bild davon machen, wie es nun im ehemaligen Evangelischen Gemeindezentrum aussieht, nachdem die Gemeinde dort bereits im Dezember die neue Jakobuskirche einweihen konnte. Zuvor feierte die Gemeinde mit den Gästen einen lebendigen Familiengottesdienst, der von der Gemeindeband musikalisch gestaltet wurde. Die neue Terrasse wurde anschließend von den Gästen und Gemeindegliedern gleichermaßen gerne genutzt.



Gottesbilder und Sprache in der Liturgie baf bei der Gesamtpastoral- konferenz 2014

2006 hatte sich *baf* bei der Jahrestagung mit der Thematik „Sprache verändert Wirklichkeit - Wirklichkeit verändert Sprache“ befasst. Dabei ging es auch um eine geschlechtergerechte Sprache in Gottesdienst und Liturgie. Als Ergebnis dieser Tagung wurde eine Resolution verfasst, die verschiedene Wünsche auf dem Weg zu einer mehr geschlechtergerechten und ganzheitlichen Sprache in Kirche und Liturgie formulierte.

Es gab ein wohlwollendes Echo auf diese Resolution, auch die Bereitschaft, sich damit auseinanderzusetzen; Gespräche mit der Liturgiekommission haben stattgefunden. Es hat sich einiges getan. Frauen werden seitdem deutlich mit einbezogen. Vielfach und oft noch weitgehend brach liegt der Punkt, die Gottesanreden offener, also weniger geschlechtlich festgelegt zu gestalten.

Um weiter an diesem Thema zu arbeiten, hat *baf* eine Arbeitsgruppe „Ganzheitliche Sprache“ zusammengestellt. Diese Arbeitsgruppe war bei der Gesamtpastorkonferenz in

Neustadt an der Weinstraße zu Gast und gestaltete einen Nachmittag mit den dort tagenden 45 Pfarrern, einer hauptamtlichen Pfarrerin, zwei Priesterinnen mit Zivilberuf und zwei Diakoninnen.

In sehr persönlichen Statements legten die Frauen dar, warum sie sich in dieser Sache so engagieren, warum es ihnen ein Anliegen ist, dass auch in den Gottesdiensten die Anreden Gottes weniger geschlechtlich festgelegt sind.

Der Wunsch nach mehr Vielfalt in Gottesbildern und Anreden wurde anschaulich und eindrucksvoll vorge-



tragen. Auszüge aus zwei Statements: ... Wir wissen nicht, wie Gott ist, denn wir können es nicht wissen, das sagt sicher auch die biblische Erfahrung: „Du sollst dir kein Bild(nis) machen“. Immer wenn wir anfangen, uns ein Bild zu machen und uns darauf festlegen, engen wir Gott ein, und das geschieht meiner Auffassung nach schneller, wenn wir in den Gottesanreden immer die gleichen Wörter verwenden, wie zum Beispiel „Herr“. Unwillkürlich legen wir fest, weil unser Verstand das eben auch gern tut und auch braucht, um die Welt zu begreifen. Aber wenn wir von Gott sprechen, sollten wir das bewusst anders machen, um auch sprachlich deutlich zu machen, Gott ist nicht beschreibbar und festlegbar. Zudem sollten wir berücksichtigen, dass jede ein anderes Bild und eine andere Erfahrung hat, wenn zum Beispiel in der Gottesanrede von Herr, Vater oder Mutter gesprochen wird. Unsere Aufgabe als Christen und Kirche ist es, die Frohe Botschaft weiterzugeben, eben weil unser Herz voll davon ist

und wir erfahren haben, dass sie uns hilft, immer besser im Einklang mit dem Göttlichen zu leben. Wenn wir das ernst nehmen, sollten wir aber auch an die Welt der anderen andocken, in ihre Welt treten und auch ihre Sprache lernen und nicht darauf warten, bis sie unsere Sprache lernen und verstehen...“

„... Schwierig wird die Situation, wenn das gesprochene Gebet von seiner Sprache oder vom Inhalt etwas Ausschließendes hat. Wenn Einzelne in ihrer Wirklichkeit nicht zur Sprache kommen, dann können diese sich auch nicht in den geöffneten Raum mit ihrer Wirklichkeit hinein geben. Vielmehr noch: Für sie wird dieser Raum sich erst gar nicht öffnen, da sie nicht teilnehmender Anteil des Feierns sind“. ... Diese Erkenntnisse und Erfahrungen sind meine Motivation, das Thema geschlechtergerechte Sprache in der Liturgie und in den Gottesanreden auch in unserem Bistum wachzuhalten.“

In der anschließenden Gruppenarbeit

gab es intensive Gespräche und Diskussionen, welche Gottesbilder und welche Gottesanreden in den Gottesdiensten verwendet werden und verwendet werden könnten. Zitat eines Teilnehmers aus einer Gruppenarbeit: „Mir ist heute Nachmittag klar geworden, dass die Gottesanreden in unserem Altarbuch wie ein Platzhalter sind, die ich mit unterschiedlichen Anreden füllen kann.“ Die Rückmeldungen im Plenum machten offensichtlich, dass das Thema weiter im Blick bleiben soll. Der Vorschlag, miteinander weiter daran zu arbeiten, wurde mehrheitlich begrüßt und soll auch umgesetzt werden.

Mit besonderem Dank für die gesamte Vorbereitung des Nachmittags, die beeindruckenden Statements und für die Beharrlichkeit, nicht locker zu lassen, wurden die Frauen aus der Runde verabschiedet.

Lydia Ruisch/Heidi Herborn

Meßkirch Orgel im Dornröschenschlaf

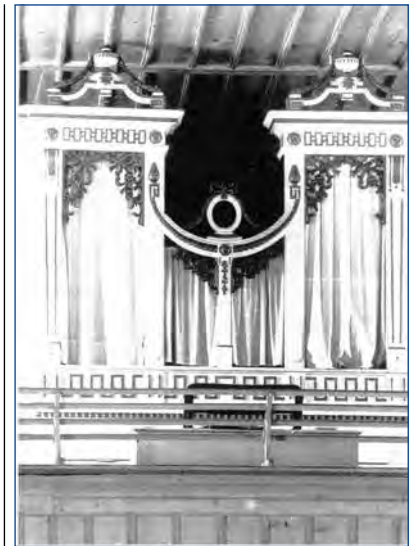
Die Kleinstadt Meßkirch südlich von Sigmaringen zwischen Donau und Bodensee hat eine bewegte alt-katholische Geschichte. Seit 1895 bis heute feiern wir als Alt-Katholiken in der dortigen Liebfrauenkirche (Baujahr 1356) Eucharistie oder laden zu Veranstaltungen ein, wie zum traditionellen Abend „Zwischen den Jahren“ nach Weihnachten.

Vor 109 Jahren wurde die Orgel von der alt-katholischen Gemeinde in Auftrag gegeben und dann auch gebaut, als Opus 132 wurde sie von der Orgelbaufirma Wilhelm Schwarz & Sohn 1905 für die Liebfrauenkirche konstruiert, dort dann auch aufgestellt und anschließend geweiht. Wenn man allerdings heute in die Kirche kommt und auf die Orgelempore hoch schaut, sieht man einen leeren Raum, ohne herrlichen Orgelprospekt, ohne Pfeifen – ohne Orgel eben. Denn leider liegt die Orgel dort oben in Einzelteilen zwischengelagert. Nachdem die Restauration der Liebfrauenkirche, die dem römisch-katholischen Erzbistum beziehungsweise der römisch-katholischen Gemeinde gehört, abgeschlossen ist, reifte von verschiedenen Seiten die Idee, den Wiederaufbau der Orgel zu

probieren. So wartet sie auf den Tag, an dem sie wieder wach geküsst wird und erklingen kann.

Der aktuelle Kostenvoranschlag liegt bei 30.000 Euro. Die alt-katholische Gemeinde Sauldorf/Meßkirch versucht seit Dezember 2013 durch Spenden und Benefizveranstaltungen dieses Geld zusammenzubekommen. Sehr unterstützend wirkt sich dabei die lebendige Ökumene vor Ort aus. Mit einer Orgelbaufirma aus der Bodenseeregion, die große Erfahrung auf dem Gebiet der Restauration von historischen Orgeln hat, steht uns nun eine Firma zur Seite, die beginnen könnte, wenn wir das Geld zusammen gesammelt haben. Der Orgelbauer nannte es ein besonderes Instrument für Meßkirch und sprach von einem Kleinod für die Orgellandschaft der Region: „Diese Orgel gehört in diese Kirche!“

Aus der Gemeinde vor Ort berichtet der langjährige Vorsitzende des Kirchenvorstandes, Rutger Schmid, von lebendigen Erinnerungen an diese Orgel: „Meine Mutter, Klara Schmid, war von 1929 - 1980 Organistin an der Liebfrauenkirche zu Meßkirch. Sie musste sich immer wieder die Hände wärmen, damit sie spielen konnte, so kalt war es immer in der Kirche! Und wenn ich ministriert habe, konnte ich



von unten hoch auf die Orgelempore zur Mama schauen! Manchmal habe ich auch den Blasebalg getreten. Denn die Orgel ist bis heute nicht elektrifiziert. Sie hatte einen schönen, vollen Klang.“ Wann wir diesen Klang wieder erleben können? Wir sind gespannt.

Robert Geßmann

*Foto:
Liebfrauenkirche
in Meßkirch*

Augsburg Patrozinium: Apostelin Junia

Wohlmeinendes Unverständnis überwog in Augsburg, als die örtliche Heimatzeitung im Oktober 2011 in einer kurzen Notiz mitteilte, dass die Gemeindeversammlung der hiesigen Alt-Katholiken beschlossen habe, ihre eben im Bau befindliche Kirche einer gewissen Apostelin Junia zu weihen. Die kleine Gemeinde wolle sich nur wichtigmachen, hieß es da allgemein. Wenn gleichzeitig behauptet werde, die genannte Junia gehöre zum urchristlichen Glaubensgut, dann machten sich die Alt-Katholiken einfach nur lächerlich. Damit seien die bekannten Vorbehalte gegen diese eigenwilligen Christen wieder einmal eindrucksvoll bestätigt. Ende der Diskussion.

Was damals kaum allgemein bewusst war, ist die Tatsache, dass der heilige Paulus in seinem Brief an die Gemeinde in Rom in seinem abschließenden, persönlichen Empfehlungswunsch unmissverständlich gebeten hatte: „Grüßt Andronikus und Junia, meine Freunde und Mitgefangenen, welche berühmte Apostel sind und schon vor mir bei Christus waren.“ Damit sind Andronikus und Junia als Apostel bezeugt, die schon vor der Bekehrung des Paulus Anhänger Jesu geworden waren und mit ihm römische Gefangene in Caesarea waren.

Die Richtigkeit der Textüberlieferung ist unbestreitbar. Trotzdem haben Theologen der westlichen Kirche schon früh den männlichen Namen „Junianus“ oder „Junias“ gelesen, weil sie einen weiblichen Apostel als undenkbar erachteten. Das musste nach ihrer Meinung ein Lese- bzw. Übersetzungsfehler sein. Dieser Auslegung ist die lutherische wie die römische Theologie bis ins 20. Jahrhundert mehrheitlich gefolgt, obwohl ein zeitgenössischer Männernamen „Junianus“ oder „Junias“ bis heute nicht nachgewiesen werden konnte, während der Frauennamen „Junia“ in der außerbiblischen antiken Literatur vielfach belegt ist. Erst neuere Ausgaben der Lutherbibel bekennen sich zur weiblichen Namensform, während die sogenannte Einheitsübersetzung keine Entscheidung trifft. Auf römischer Seite hilft man sich in allerjüngster Zeit mit dem halbherzigen Hinweis, es könne sich „Röm 16,7 auf eine wegen ihres Engagements geschätzte judenchristliche Missionarin beziehen, vielleicht die Ehefrau des Andronikus“ (K. Backhaus).



Ganz anders die östliche Tradition. Hier wurde maßgebend Johannes Chrysostomos (344–407), der den weiblichen Charakter unserer „Junia“ in Anerkennung und Verehrung folgendermaßen beschrieb: „Ein Apostel zu sein ist etwas Großes. Aber berühmt zu sein unter den Aposteln – bedenke, welch großes Lob das ist. Wie groß muss die Weisheit dieser Frau gewesen sein, dass sie für den Titel Apostel würdig befunden wurde“ (zitiert nach W. Schneemelcher). Solcher Hochschätzung verdanken wir auch die hier wiedergegebene Ikone.

Die alt-katholische Gemeinde in Augsburg hat selbstbewusst und überzeugend die östliche Tradition aufgegriffen, nachdem diese nunmehr auch im Westen der Christenheit mehr und mehr akzeptiert wird. Am 8. Juli 2012 wurde ihre neue Kirche im Augsburger Sheridan-Park auf den Namen „Apostelin Junia“ durch Bischof Dr. Matthias Ring geweiht.

Knapp zwei Jahre später hat nun die Augsburger Gemeinde ihr erstes Patrozinium am 18. Mai dieses Jahres mit einem feierlichen Gottesdienst unter Leitung ihrer Pfarrerin Alexandra Caspari begangen. Entsprechend guter Augsburger Tradition sang die Gemeinde bei dieser Gelegenheit in der voll besetzten Kirche mit großer Begeisterung vornehmlich mehrstimmige Lieder aus Taizé, angeführt von einem Keyboard und einem Vibrafon, von mehreren Geigen, Celli und Querflöten. Beobachtet und begleitet wurde der ganze Gottesdienst von einem

Film-Team, das einen Schulungsfilm zum Thema „Frauen in der Kirche“ vorbereitet.

In ihrer Predigt begründete die Pfarrerin ihre Hochschätzung des christlichen Lebens in dem kleinen Dorf in Burgund mit dem Hinweis, Taizé sei etwas ganz und gar Unfertiges. Das Leben der dortigen Brüder sei nicht abgesichert. Man lebe dort von dem, was erwirtschaftet werde, ohne Rücklagen zu bilden. Die Qualität des Lebens gewinne, wenn es weniger abgesichert sei. So wie auch Jesus auf Menschen getroffen sei, die ihr Leben retten wollten vor jeder möglichen Gefahr und die schließlich aus lauter Sorge am Herkömmlichen festhielten, so dass sich Leben kaum richtig entfalten konnte. In Taizé aber trage jeder einzelne Verantwortung dafür, dass menschliches Zusammenleben funktioniere, ein vielstimmiger Gesang in der Kirche, ein Mosaik in buntem Treiben. Dabei könne jede und jeder erfahren, wie einzigartig und kostbar sie oder er sei. So werde, um mit Thomas Morus zu sprechen, nicht das Halten der Asche, sondern das Weitergeben der Flamme zur Existenzform des Christlichen. Diese Flamme des Glaubens habe auch die Apostelin Julia als ihr Lebenslicht wahrgenommen – ein wunderbar verbindender Gedanke über Jahrtausende hinweg.

Die Freude über ihre gelungene Patroziniumsfeier klang aus bei einem kleinen Umtrunk und ausgiebigem Kirchenkaffee.

Herbert Immenkötter

**Köln
Frauensontag**

In der Kölner Gemeinde haben die Frauen sich bei der Vorbereitung auf den Gottesdienst am 18. Mai hauptsächlich mit den Gedanken der Heiligen Teresa von Avila auseinandergesetzt. Sie lebte im 16. Jahrhundert in Spanien, trat in den Orden der Karmeliter ein und war Mystikerin. Ihre Schrift „Die innere Burg“ oder auch „Seelenburg“ genannt war Grundlage bei der Gestaltung der Texte für den Frauentag.

Teresa vergleicht unsere Seele mit einer Burg, in der sich verschiedene Räume befinden. Die Beziehung zu Gott ist das beherrschende Thema, und ihr geistliches Leben ist ein einziger Aufruf an uns, Gottes Nähe immer wieder und immer mehr zu suchen. Zu Beginn des Gottesdienstes erhielt jeder Besucher das Foto einer Burg; es war die Veste

Coburg, wie ein von dort stammender Gast erkannte. Aus den sieben Wohnungen, die Teresa beschreibt, haben wir drei ausgewählt und sie mit verschiedenfarbigen Tüchern vor dem Altar angedeutet und zum jeweiligen Inhalt passende Gegenstände daraufgestellt.

In der 1. Wohnung soll die Klangschaale uns daran erinnern, dass wir uns Zeit nehmen sollen zur Stille, um in uns hineinzuhorchen und uns selber besser zu verstehen. Bei der 4. Wohnung spricht Teresa vom inneren Gebet, das nicht willentlich gesprochen wird, sondern aus dem Inneren hervorquillt wie frisches Quellwasser. In der 7. Wohnung erfüllt eine tiefe Ruhe die Seele. Es ist „wie in einem Zimmer mit zwei Fenstern, durch die ein starkes Licht einfällt: Dringt es auch getrennt ein, so wird es doch alles zu einem Licht.“

Am Ende des Gottesdienstes trat zur Überraschung des Pfarrers der 2. Vor-

sitzende Reinhard Eckert ans Lesepult, um Jürgen Wenge zu seinem silbernen Priesterjubiläum zu gratulieren, ihm für seine bisherige Arbeit zu danken und Geschenke der Gemeinde zu überreichen, auch als positive Motivation gedacht.

Anschließend ergriff Bischof Matthias, der den Gottesdienst mitgefeiert hatte, das Wort. Er bedankte sich für die gute Zusammenarbeit und überreichte einen Gutschein, mit dem der Generalvikar Jürgen Wenge sich seine Lieblingsgummibärchen kaufen kann (rot müssen sie sein).

Viele blieben noch zum Umtrunk mit verschiedenen Knabbereien, natürlich auf Kosten des Jubilars. Da waren die Frauen fein raus. Aber dafür haben sie mit der Kollekte die Schwesterkirche auf den Philippinen unterstützt.

Birgit Kestermann

**Vielstimmig – nicht eintönig
50 Jahre Arbeitsgemeinschaft
Christlicher Kirchen in Ham-
burg**

33 Kirchen gehören mittlerweile zur Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Hamburg (ACKH). Ein vielstimmiger und internationaler Chor mit großen und kleinen Kirchen. Gerade in den letzten Jahren ist die ACK in Hamburg durch kleine Gemeinden, die sich verstärkt in das ökumenische Leben der Freien und Hansestadt einbringen, gewachsen. Heute existieren die ältesten vor 1.700 Jahren gegründeten Kirchen Seite

an Seite mit jungen Pfingstkirchen. Dadurch fördert die Arbeit der ACKH nicht nur den innerkirchlichen Zusammenhalt, sondern trägt auch zur gesellschaftlichen Integration und damit zum Frieden in der Stadt Hamburg bei.

Besonders lebendig und begeisternd erlebbar wurde diese Vielfalt bei einem Gottesdienst am 4. Juni 2014 in der evangelischen Hauptkirche St. Petri in der Hamburger Altstadt. In einer bis auf den letzten Platz gefüllten Kirche feierten die Kirchen der ACKH den fünfzigsten Geburtstag dieser ökumenischen Gemeinschaft. Die Lesung des Pfingstereignisses aus der Apos-

telgeschichte (2,1-18) wurde in acht unterschiedlichen Sprachen von Krio über Indonesisch, Französisch, Russisch, Arabisch, Griechisch, Finnisch bis Deutsch so vielstimmig vorgetragen, dass teilweise das Stimmengewirr hörbar wurde, welches nach Apostelgeschichte 2,9-11 in Jerusalem geherrscht haben muss, nachdem der heilige Geist die Apostel erfüllt haben soll.

Pastorin Chang-Mi Dallat von der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland gebrauchte in ihrer Impuls-Predigt ein einprägsames Bild für die Ökumene. Sie selbst hat eine südkoreanische Mutter, einen deut-



*Foto:
Miguel Ferraz*

schen Vater und einen italienischen Mann. In ihrem Impuls berichtete sie davon, wie sich die verschiedenen Essenstraditionen mit den je unterschiedlichen Gewürzen in ihrer Familie gegenseitig zum einen bereichern und ergänzen, und sich auch andererseits gegenseitig zu Entdeckungsreisen in die je andere Geschmacks-Kultur einladen. Genau so könne es auch in der Ökumene sein: Man habe die Möglichkeit, sich im ökumenischen Miteinander gegenseitig auf eine

spannende Entdeckungsreise zu den verschiedenen Traditionen einladen zu lassen, aber man könne auch die je eigene Tradition durch die anderen Kirchen bereichern lassen und so gegenseitig aneinander und miteinander wachsen. Der ganze ökumenische Jubiläums-Gottesdienst war letztlich eine Realisierung dieses Predigt-Impulses. Chöre vom freikirchlichen Sängerbund, aus der Russisch-Orthodoxen Kirche, der Indonesischen Kirche und des *African Christian Council*, ergänzt durch

evangelische Posaunenchöre und eine Trommelgruppe der Koreanischen Evangelischen Gemeinde Hamburg machten diesen Gottesdienst zu einem ökumenischen und internationalen Fest-Gottesdienst, der von Gottes unermesslicher Größe erzählte und Gottes pfingstliche Geistkraft spürbar durch den Kirchenraum wehen und die Teilnehmenden ergreifen ließ.

Ein Leib und viele Glieder.

Walter Jungbauer

Ansteckende Freude Mannheimer Gospelsänger in Wien

Das Lachen war hoch infektiös: Es begann kurz hinter Mannheim und breitete sich nach einer Nacht auch in Wien aus. Ein Lachen der Freude und der Ausgelassenheit, das nicht unberührt ließ: Überall, wo die „Power People“ auftauchten, steckten sie andere an. Der Auszug des Mannheimer Gospelchors in die österreichische Hauptstadt war von Freude geprägt.



Das war auch in den Konzerten und Gottesdiensten zu spüren, bei denen die gut ein Dutzend Sängerinnen und Sänger ihr musikalisches Talent einbrachten: In der Alt-Katholischen Heilandskirche in Wien-West, wo sich die Mannheimer mit den Wiener Gospelsängern zum gemeinsamen Musizieren trafen und die Erstkommunionfeier musikalisch gestalteten. Oder in der barocken Alserkirche in Wien, wo einst geistliche Musik von Franz Schubert uraufgeführt wurde. Oder beim swingenden Gospelkonzert in der Weinbaugemeinde Rust am Neusiedler See, wo die Evangelische Kirche gut gefüllt war, um den singenden Gästen zu lauschen. Die Gemeinde habe extra die Fenster der Kirche ausgebaut, um dem Heiligen Geist Einlass zu gewähren, spielte Moderator Gerd Winter scherzhaft auf die wegen Bauarbeiten mit Plastikplanen verhängten Öffnungen an. Die Folge war, dass schon die Probe des Gospelchors weit über Rust schallte und die Besucher der benachbarten historischen Fischerkirche in Erstaunen versetzte.

Für den Chor, der an der Alt-Katholischen Mannheimer Schlosskirche beheimatet ist, war die Fahrt ein Höhepunkt des Jahres: Über dreißig Sänger, Angehörige und Freunde hatten sich zu

dem Besuch Wiens aufgemacht. Nach der Ankunft versetzte ein Frühstück im Café des Schlosses Schönbrunn die reisemüden Kurpfälzer gleich in die richtige „k. u. k.“-Stimmung: Die „Mehlspeisen“ mundeten und die Kellner, die in Wien „Ober“ heißen, ersparten ihren Gästen die Anwendung der Wiener Kaffee-Wissenschaft. Niemand musste sich überlegen, ob er einen „Großen Braunen“ oder einen „kleinen Schwarzen“ bestellen soll: Kaffee und Milch standen zum selber Mischen auf den Tischen ...

Recht ungezwungen und lustig ging es auch am ersten Abend bei der Begegnung mit der gastfreundlichen alt-katholischen Gemeinde Wien-West zu. Dort probten die Wiener und die Mannheimer gemeinsam mit Chorleiter Daniel Fieß, der die musikalische Völkerverständigung am nächsten Abend beim Konzert in der Alser Kirche mit Groove am E-Piano animierte. Schon der Einzug des Chores mit „Laudato si, o mi Signore“ brachte die Zuhörer in die richtige Stimmung. Unsterbliche Gospel-Hits trieben dann das Emotions-Barometer in die Höhe, und Daniel Fieß schlug mit flotten Rhythmen die Funken der Begeisterung aus den Melodien. Davon ließ sich auch Dr. John Okoro anstecken: Der

alt-katholische Bischof Österreichs ist gerne der Einladung des Chores in die Alserkirche gefolgt, um die „Power People“ live zu erleben.

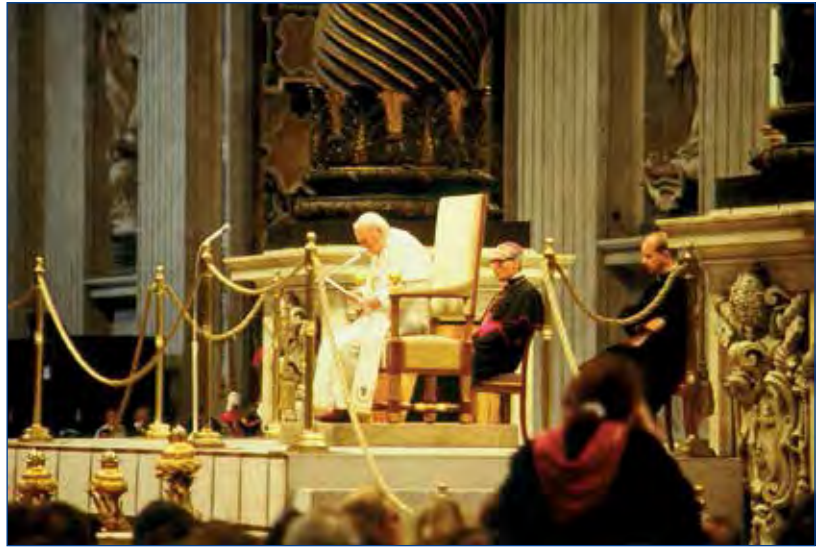
Seine Bischofskirche – die Salvatorkirche in der Inneren Stadt mit ihrem einzigartigen Renaissance-Portal – sahen die Besucher aus der Pfalz bei einer Stadtführung. Von der für ganz Europa wegweisenden „Ringstraßen“-Architektur bis hin zur Lage des römischen Castells „Vindobona“ vermittelte der Rundgang manch Wissenswertes über die Stadt. Zuvor hatten die „Power People“ die Deutsche Botschaft besucht und bei dem informativen Treffen erfahren, dass sie eine der letzten Gruppen in dem Gebäude waren: Der im Wiener Volksmund „Bunker“ genannte Bau aus den sechziger Jahren wird demnächst abgerissen. Der Besuch in Rust mit einem Schiffsausflug auf den Neusiedler See und die Einkehr in der Buschenschänke des Weinguts Seiler – das seit mehr als 400 Jahren in Rust ansässig ist – waren spannende Abwechslung auf dieser Chorfahrt, die ein musikalisches wie kulturelles Erlebnis war und die Gemeinschaft unter den „Power People“ und ihren Freunden noch enger zusammengeschweißt hat.

Werner Häußner

Leserbrief zum Beitrag „Heilig, heilig, heilig...“ in CH 5/2014

Die Verfasserin zieht Heiligspredigungen ins Lächerliche, einen Brauch, der für viele Christen ein Herzensanliegen ist. Dies halte ich für unsensibel und intolerant. Dazu erscheint der Beitrag in einer Ausgabe, die mit „Ökumene = Brücken bauen“ überschrieben ist. Dieser Artikel ist wahrlich kein Beitrag dazu.

*Wolfgang Neukum,
Gemeinde Baden-Baden*



Ralph Kirscht, Der Emmaus-Weg. Trauma-Heilung in der Emmaus-Erzählung (Lukas 24,13-35) und das Modell einer Spirituellen Traumafolgen-Therapie. Uthlande-Verlag Nordstrand, 440 S., mit CD, 25,00 Euro, ISBN 978-3-9814325-4-1

Menschen haben zu allen Zeiten und in allen Kulturen Erfahrungen gemacht, die man nach heutigen diagnostischen Kriterien als psychische Traumata einstufen würde. Ralph Kirscht geht den Spuren einer solchen Erfahrung in einem zentralen Text des Neuen Testaments nach, der Emmauserzählung aus dem Lukasevangelium (Lukas 24,13-15). Neueste Ansätze aus der Exegese, aktuelle Forschungsergebnisse aus den Neurowissenschaften und der Psychotraumatologie sowie philosophische und theologische Überlegungen zu einem ganzheitlichen Menschenbild werden in der vorliegenden Untersuchung in einem umfassend angelegten transdisziplinären Entwurf zueinander in Beziehung gesetzt. Dabei gelingt dem Autor ein faszinierender und neuartiger Blick auf einen fast 2000

Jahre alten Text. Die Leidensgeschichte des Jesus von Nazareth wird als ein potenziell traumatisierendes Ereignis für dessen Jüngerinnen und Jünger verstanden. Der Autor zeigt auf überzeugende Weise in der Emmauserzählung einen möglichen spirituellen Heilungsweg, den die Jünger spürbar am eigenen Leib erfahren haben. Dieser Heilungsweg wird zum Ausgangspunkt für einen neuartigen spirituellen Therapieansatz. Traumafolgen-Therapie wird hierbei verstanden als ein bio-psycho-sozio-spirituellem Heilungsprozess. Er zeigt die Schnittmenge von Erkenntnissen moderner, wissenschaftlich fundierter psychotherapeutischer Behandlung und den alten Schätzen christlich-spirituellen Heilungswissens.

Dr. med. Ursula Gast, Dozentin am Institut für Psychotherapeutische Aus- und Weiterbildung der Medizinischen Hochschule Hannover, schreibt über Kirschts Arbeit: »Die Arbeit besticht durch die beeindruckende Fähigkeit zu schöpferischem und transdisziplinärem Denken sowie eine äußerst akribische und anspruchsvolle

Materialzusammenstellung, die mit großer Behutsamkeit und Sensibilität geordnet und interpretiert wird. Der Autor hält sich von allen vorschnellen Schlüssen und ideologisch fundamentalistischen Verkürzungen fern. Mit dieser Arbeit steht der Psychotraumatologie erstmals eine fundierte theologische Analyse zur Verfügung, in der das Lukas-Evangelium und damit neutestamentlich fundierte (jüdisch-) christliche Traditionen als spirituelle Heilungsquelle für traumatisierte Menschen ausgetotet werden.«

Ralph Kirscht, geboren 1963, hat Theologie und Sozial- und Heilpädagogik studiert. Lange Jahre leitete er die Lebensberatungsstelle der alt-katholischen Gemeinde Bonn; heute ist er freiberuflich tätiger Psychotherapeut in eigener Praxis und Ordinariatsrat im alt-katholischen Bischöflichen Ordinariat. Er wurde in Bern zum Doktor der Theologie promoviert.

Michael Kappes/Johannes Oeldemann (Hg.), Ökumenisch weiter gehen! Die Impulse des Zweiten Vatikanischen Konzils aufnehmen und weiterführen, Paderborn und Leipzig 2014

Die Verabschiedung des Dekrets des Vatikanum II über den Ökumenismus jährt sich am 21. Nov. 2014 zum 50. Mal. Das nimmt eine Arbeitsgruppe

der deutschen römisch-katholischen Ökumenereferenten zum Anlass, zu ermuntern, die ökumenischen Impulse dieses Konzils „aufzunehmen und weiterzuführen“ (S. 8). Das will man „nur gemeinsam mit den evangelischen, orthodoxen und freikirchlichen Christen tun“ (S. 9), wie Dr. Gerhard Feige, Bischof von Magdeburg, Vorsitzender der Ökumenekommission

der Deutschen Bischofskonferenz, im Vorwort schreibt. Nicht-römische katholische Christen wie Anglikaner und Alt-Katholiken werden nicht bzw. nur am Rand erwähnt.

Der Text ist in vier Teile gegliedert: Einführung, Grundlegung, ökumenische Perspektiven und Fazit. Unter dem Titel „Die nächsten Schritte ...“ ist das

Fazit in der Mitte des Heftes als Kopiervorlage „als Gesprächsimpuls für ökumenische Gruppen und Gesprächskreise“ nochmals eingehaftet. Im ersten der zehn folgenden Abschnitte wird dann unter der Überschrift „Katholisch sein heißt ökumenisch sein“ ausgeführt, dass auf dem Vatikanum II „die katholische Kirche durch die Anwesenheit von Bischöfen aus allen Erdteilen als Weltkirche erfahrbar wird. Das Einbeziehen der OIKUMENE, ‚der ganzen bewohnten Erde‘, gehört somit genuin zum Wesen der katholischen Kirche.“ Ist hier nur die geografische „Ökumene“ und nur die römische „Katholizität“ gemeint?

Abschnitt 3 „Ökumene heißt: Wertschätzung der anderen“ behauptet, das Vatikanum II sei wegen der „Anwesenheit der nichtkatholischen Beobachter selbst ein ökumenisches Ereignis“ gewesen, bei dem „gegenseitige Wertschätzung erfahrbar wurde.“ Dass man sich gegenseitig wertschätzt, gebietet die christliche Höflichkeit - Ökumene verwirklicht sich im gemeinsamen Beraten, Feiern und Tun, wie es die Überschriften der folgenden Abschnitte „Ökumene heißt: gemeinsames Zeugnis des Glaubens“ und „Ökumene geschieht in Begegnung und Gespräch, in Beten und Handeln“ fordern. Abschnitt 9 „Plädoyer für eine Ökumene der Einheit in Vielfalt“ greift ein altes alt-katholisches Anliegen auf.

Man muss dringend „die Impulse des Zweiten Vatikanischen Konzils aufnehmen und weiterführen“. Der Aufruf der Ökumenereferenten, der in Punkt 1 übertreibend von der „reichen ökumenischen Ernte“ spricht, geht trotz seiner Unvollkommenheiten in die richtige Richtung, auch wenn man bisher nicht von „ernten“, sondern nur von „ackern“, „säen“ und „pflegen“ des Ackers der Kirche reden kann.

Ewald Keßler, Leimen

Termine

Impressum

Terminvorschau 2014

4.-6. Juli: Dekanatstage Ost in Leipzig

4.-6. Juli: Dekanatstage Bayern in Pappenheim

20. Juli: Dekanatstag Südbaden in Konstanz

27. Juli-3. August: Taizé-Fahrt des Dekanates Hessen/Rheinland-Pfalz Nord/Saarland

3.-9. August: Sommerfreizeit des baj Bayern in der Fränkischen Schweiz

3.-9. August: Jugendfreizeit Dekanat NRW in Taizé und der Schweiz

13. September: Priesterweihe in der Antoniterkirche in Köln

15.-18. September: Tagung der Internationalen Bischofskonferenz in Amersfoort

18.-21. September: 31. Internationaler Alt-Katholiken-Kongress in Utrecht

28. September: Internationaler Firmgottesdienst mit Bischof Dr. Matthias Ring in Warnsdorf/Tschechische Republik

2.-5. Oktober: 59. Ordentliche Bistumssynode in Mainz

2.-5. Oktober: Bistumsjugend-Vollversammlung in Mainz

23.-26. Oktober: baf-Jahrestreffen

***24.-26. Oktober:** Konferenz der Geistlichen mit Zivilberuf in Frankfurt

Neu aufgeführte Termine sind mit einem * gekennzeichnet.

Termine von bistumsweitem Interesse, die in den Überblick aufgenommen werden sollen, können an folgende Adresse geschickt werden:

termine@christen-heute.de

Christen heute – Zeitung der Alt-Katholiken für Christen heute

Herausgeber: Katholisches Bistum der Alt-Katholiken in Deutschland

Redaktion: Gerhard Ruisch (verantw.), Ludwigstr. 6, 79104 Freiburg,

Tel. 07 61 / 3 64 94, **E-Mail:** redaktion@christen-heute.de

Walter Jungbauer, Joachim Pfützner

Internet: <http://www.christen-heute.de>

Vertrieb und Abonnement: Christen heute, Osterdeich 1, 25845 Nordstrand,

Fax: 04842/1511, **E-Mail:** versand@christen-heute.de

Erscheinungsweise: monatlich

Nachrichtendienste: epd, KNA, APD **Bilder:** epd, KNA und privat

Verlag und ©: Alt-katholische Kirchenzeitung, Bonn; Nachdruck nur

mit Genehmigung der Redaktion.

Abonnement Inland: 21,50 Euro incl. Versandkosten; **Ausland:** 28 Euro

Druck: Druckerei & Verlag Steinmeier, Deiningen

ISSN: 0930-5718

Redaktionsschluss: Bitte beachten Sie: Künftig ist der Redaktionsschluss bereits am 5. des Vormonats.

Redaktionsschluss der nächsten Ausgaben:

5. Juli, 5. August

Nächste Themen: 125 Jahre Utrechter Union - Synode in Mainz: Homosexualität & Kirche

Die Christen-heute-Redaktion erhält neben anderen auch jeden Tag die Meldungen der Katholischen Nachrichtenagentur (KNA). Meist sind sie ja nicht besonders aufregend. Aber eine Meldung vom 8. Mai, verfasst von Thomas Jansen, hat mich doch ziemlich erschüttert. Wir geben sie hier in Auszügen wieder:

**Wenn man vom Teufel spricht...
In Rom tagen Exorzisten aus
aller Welt**

Vatikanstadt (KNA) Was eine Teufelsaustreibung ist und wann dieses

Der Teufel kommt zurück

Ritual angewandt werden darf, darüber sprechen in Rom derzeit rund 200 Exorzisten, Psychologen, Psychotherapeuten und interessierte Laien an der katholischen Universität „Regina Apostolorum“. Es spricht Paolo Morocutti, Exorzist in Siena und Dozent an der päpstlichen Universität Gregoriana in Rom. 150 Zuhörer sind im Saal, darunter viele Frauen. Priester könnten sich in manchen Fällen nicht einfach damit aus der Affäre ziehen, dass sie Gläubige zum Psychologen schicken oder ihnen ein Rosenkranz-Gebet auferlegten, sagt Morocutti. Man müsse den Teufel ernst nehmen. Auch wenn die Mehrheit aller Anfragen wohl eine Sache für Psychologen sei, gebe es auch jene Fälle, wo nur ein Exorzismus helfen könne. Auf diesen Bedarf müsse die Kirche reagieren. Das Ritual sei allerdings kein Selbstzweck, letztlich gehe es immer um das Seelenheil, so der italienische Priester.

Schon wenige Wochen nach der Veröffentlichung der offiziellen italienischen Übersetzung des Großen Exorzismus von 1999 seien 3.000 Exemplare verkauft worden, berichtet Morocutti. Unter den Käufern seien jedoch auch Angehörige von Sekten, vor allem Satanisten gewesen. Die Bischofskonferenz habe den Verkauf des Buchs schließlich gestoppt. Priester müssten sich seither an den Bischof wenden, wenn sie ein Exemplar haben wollten.

Während in Italien und anderen Ländern nahezu jedes Bistum einen offiziell bestellten Exorzisten hat, ist die katholische Kirche im deutschsprachigen Raum sehr zurückhaltend bei Teufelsaustreibungen. Offiziell bestellte Exorzisten gibt es nicht. Ausschlaggebend dafür war vor allem der Fall der Studentin Anneliese Michel, die 1976

im Alter von 23 Jahren während eines Großen Exorzismus nach 67 Sitzungen an Unterernährung starb. Eine offizielle deutsche Übersetzung des Großen

Exorzismus liegt bis heute nicht vor.

Einen Exorzismus haben allerdings auch in Deutschland Millionen Menschen über sich ergehen lassen; das sogenannte Exorzismus-Gebet ist Teil des Taufritus. „In unserer Welt sind sie vielfältigen Versuchungen ausgesetzt und müssen gegen die Nachstellungen des Teufels kämpfen“, heißt es darin. Wenn von Exorzismus die Rede ist, geht es jedoch in der Regel um den sogenannten Großen Exorzismus. Seine geltende Fassung stammt von 1999. Vornehmen dürfen ihn nur Priester; die von ihrem Bischof beauftragt sind. Besessen ist nicht einfach jeder, der wild herumschreit. Vier Kriterien müssen nach kirchlicher Lehre erfüllt sein, die der Priester Helmut Moll aus dem Erzbistum Köln in seinem Vortrag erläuterte. Die Person muss in einer ihr unbekanntem Sprache sprechen oder jemanden verstehen, der in einer fremden Sprache redet, „entfernt oder verborgen liegende Dinge offenlegen“, Kräfte zeigen, die über das natürliche Maß hinausgehen und heftige Aggressionen gegen die Sakramente an den Tag legen oder auch gegen Kreuze.

Was denkt sich ein heutiger Mensch, der mit der Kirche nichts zu tun hat, wenn er so etwas liest? Man könnte es sich ja als Alt-Katholik einfach machen und sagen, wie gut, dass wir in unserer Kirche damit nichts zu schaffen haben. Und ich bin natürlich auch froh, dass es tatsächlich so ist. Aber es ist nicht so, dass es uns nichts angehe. Denn wenn eine Kirche signalisiert: „Hallo, schaut alle her, wir sind von vorgestern“, dann fällt dieser Eindruck auf alle Kirchen zurück, und wenn das die mit Abstand größte Kirche von allen tut, erst recht. Deshalb ärgere ich mich darüber. Und ich ärgere mich auch über die Katholische Nachrichtenagentur, die

das auch noch versucht in die Medien zu bringen, anstatt es schamhaft zu verschweigen. Wobei ich zugebe, dass es ihre Aufgabe ist, alles Bedeutsame ohne Wertung an die Öffentlichkeit zu tragen; sonst hätten wir ja wieder eine Zensur.

Heilfroh bin ich, dass unser Taufritus keinen Exorzismus enthält. Es gibt nur noch die Absage an das Böse, die die (erwachsenen) Täuflinge zu versprechen haben. Auf die Frage: „Seid ihr bereit, in der Kraft Jesu Christi, der auferstanden ist, das Böse durch das Gute zu besiegen?“ sollen sie antworten: „Wir sind dazu bereit!“

Diese Formulierung nimmt einerseits ernst, dass es das Böse gibt, dass es unser Leben beeinträchtigt und dass es unseres guten Willens und unserer Anstrengung - und vor allem der Kraft Christi - bedarf, um es zu überwinden. Aber es wird nicht mehr der Teufel als Bild und als Personifizierung des Bösen bemüht. Denn der Teufel kommt wohl in der Bibel vor, und wie vieles Andere in der Bibel ist es legitim, ihn als Bild zu deuten. Er wird aber in keinem der alten Glaubensbekenntnisse der Kirche erwähnt. Wir haben jede Freiheit, ein unserer Zeit angemesseneres Verständnis dieses alten Bildes zu gewinnen. Die KNA-Meldung lässt durchblicken, dass die deutsche Römisch-katholische Kirche wohl ebenfalls ein großes Unbehagen dabei hat, noch immer mit Exorzismen auf den „Teufel“ loszugehen, sonst hätte sie den Ritus längst übersetzt und als liturgisches Buch herausgegeben. Es wird höchste Zeit, dass die Kirchen ihre Freiheit nutzen und dem Satan widersagen – in dem Sinn, dass sie auf ein Bild verzichten, das viel mehr schaden als nutzen kann.

Gerhard Ruisch